



Zeitschrift für
Religions- und
Weltanschauungsfragen

71. Jahrgang

3/08

Was Humanismus heute alles heißen kann

Modethema Religion

**Der Fall Bischoff
Stamm apostolische Theokratie
in der Neuapostolischen Kirche**

**Wiederaufbau einer Friedensstadt
Das Zentrum der Johannischen Kirche**

**Urchristlicher Handel im Wandel
Neue Themen des Universellen Lebens**

Evangelische Zentralstelle
für Weltanschauungsfragen

ZEITGESCHEHEN

- Was Humanismus heute alles heißen kann** 83

IM BLICKPUNKT

- Ulrich H. J. Körtner
Modethema Religion
Aspekte der religiösen Gegenwartskultur 85

BERICHTE

- Helmut Obst
Stamm apostolische Theokratie in der Neuapostolischen Kirche
Johann Gottfried Bischoff (1871-1960) – Retter und Garant 92
- Andreas Fincke
Wiederaufbau einer Friedensstadt
Das spirituelle Zentrum der Johannischen Kirche 100
- Matthias Pöhlmann
Urchristlicher Handel im Wandel
Neue Themen des Universellen Lebens im Hochglanzformat 103

INFORMATIONEN

- Neuapostolische Kirche**
Mangelnde Geschichtsaufarbeitung in der Neuapostolischen Kirche 106
- Sondergemeinschaften / Sekten**
Der Amateur-Monumentalfilm „Helden sterben anders“ von Ivo Sasek 107
- Scientology**
Tom Cruise in offensiver Mission 108
- Pfingstbewegung**
Apostel Charles Ndifon und die Nacht der Wunder in Zürich (17. Juni 2007) 110
- Mormonen**
Erstmals ein Deutscher im Führungsgremium 112

Transzendente Meditation

TM-Gründer Maharishi Mahesh Yogi gestorben 112

Gesellschaft

Ferkel auf Abwegen
Ein religionskritisches Kinderbuch soll indiziert werden 113

In eigener Sache

Friedmann Eißler neuer EZW-Referent 115

Studententag: Gut beraten bei Astro TV & Co?
Esoterik-Fernsehen in der Kritik 116

BÜCHER

Detlef Wendler

Was du suchst, das hast du schon
Eine Anleitung zu heilsamer Spiritualität 116

Jörg Ernesti

Ökumene im Dritten Reich 117

ZEITGESCHEHEN

Was Humanismus heute alles heißen kann. Das Wort Humanismus umfasst verschiedene Bedeutungen und hat im modernen Diskurs durch Instrumentalisierung und inflationären Gebrauch seine Eindeutigkeit eingebüßt. Es lässt sich bestimmen als Epochenbezeichnung (Renaissance-Humanismus), die die Zeit von der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts umfasst. Es ist ein eingeführter Fachbegriff für das Bildungsprogramm des am klassischen Altertum orientierten Gymnasiums mit der Pflege der griechischen und lateinischen Literatur und Sprache. Darüber hinaus bezeichnet das Wort verschiedene weltanschauliche Strömungen, die einzelne Anliegen des historischen Humanismusbegriffs aufnehmen. Dem christlichen Glauben bzw. den Religionen stehen humanistische Konzeptionen teils zustimmend, teils dezidiert ablehnend gegenüber. Reflexionen über das Thema Humanismus spiegeln Vielfalt und Widersprüchlichkeit religiös-weltanschaulicher Orientierungen wider.

Im Namen eines weltlichen, säkularen Humanismus (secular humanism) werden heute vor allem religions- und christentumskritische Konzeptionen vorgetragen, so z. B. von Freidenkern und Atheisten. Sie schmücken sich zunehmend lautstark mit diesem Begriff und ziehen gegen angeblich kirchliche Privilegien zu Felde: die aus ihrer Sicht unvollendete Trennung zwischen Staat und Kirche beim konfessionellen Religionsunterricht, bei den Theologischen Fakultäten, beim Kirchensteuereinzug, bei den Staatskirchenverträgen, der Militärseelsorge etc. Darüber hinaus fordern sie eine „humanistische Leitkultur“ und bieten sich als Vermittler eines humanistischen Orientierungswis-

sens im öffentlichen Raum an. Intern streiten sie allerdings heftig darüber, was eine humanistische „Leitkultur“ beinhaltet. In einer 2007 von der Humanistischen Akademie Bayern herausgegebenen Schrift „Was heißt Humanismus heute?“ wird eine Auseinandersetzung zwischen Joachim Kahl und Michael Schmidt-Salomon dokumentiert, die fundamentale Differenzen im Verständnis eines weltlichen Humanismus offen legt. Schmidt-Salomon bezeichnet sein weltanschauliches System als „evolutionären Humanismus“. Er tritt – wie zu erwarten – gegen eine angebliche staatliche Privilegierung und Förderung der Religionen ein, die aus seiner Sicht dem Neutralitätsgebot des Staates widersprechen. Gleichzeitig skizziert er unter Berufung auf die Biowissenschaften und die Hirnforschung sein eigenes weltanschauliches Überzeugungssystem: Das menschliche Ich ist „Produkt neuronaler Prozesse“, die menschliche Freiheit eine Illusion. Geistiges beruht auf Körperlichem. Religiöses Bewusstsein geht auf „Überaktivitäten im Schläfenlappen“ zurück. „Keine der bestehenden Religionen ist mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung noch in Einklang zu bringen“. Das Grundprinzip des Lebens ist Eigennutz und „Selektion“. Eine grundsätzliche Unterscheidung zwischen Mensch und Tier gibt es nicht. Der evolutionäre Humanismus „spricht den Menschen nicht deshalb ethische Privilegien zu, weil sie ‚Menschen‘ sind, sondern weil sie (zumindest in der Regel) ‚Personen‘ sind“. Der Lebensschutz ist im Zusammenhang des Überlebensinteresses und des Personseins zu sehen und gilt aus pragmatischen Gründen ab der Geburt. Eine Unterscheidung zwischen „gut“ und „böse“ wird explizit abgelehnt. Die Möglichkeit des Schuldigwerdens wird geleugnet. „Wer Wissenschaft, Philosophie und Kunst besitzt, braucht keine Religion!“ An

anderer Stelle werden Ehe und Familie ausdrücklich zugunsten eines „Intimnetzwerkes“ abgelehnt, das an die Stelle des „Ehekäfigs“ treten soll.

Diesen „evolutionären Humanismus“ Schmidt-Salomons lehnt der Religionskritiker Joachim Kahl, bekannt geworden durch sein 1968 publiziertes Buch über das Elend des Christentums, mit pointierten Worten ab. Er weist darauf hin, dass es sich nicht eigentlich um Humanismus, sondern um „Animalismus“ handle. Schmidt-Salomons Ethik sei eine „Ethik der Beliebigkeit“, sein „aufgeklärter Hedonismus“ greife zu kurz. Er schade „der Sache der Religionskritik und des säkularen Humanismus durch plumpe Zweiteilung der Menschheitsgeschichte – hier religiöser Mumpitz, dort aufgeklärter Wärmestrom –, vorgetragen in einem arroganten und hämischen Ton“. Darin sei er „Nachfahre des deutsch-amerikanischen Anarchisten Johann (John) Most, dessen verbiesterteter Religionshass sich bereits im Titel seiner kleinen Schrift Die Gottespest (um 1900)“ angekündigt habe. Kahl möchte – anders als Schmidt-Salomon – für einen dialogbereiten Humanismus eintreten, der Verbündete auch in anderen weltanschaulichen Gruppen sucht und ein historisches Bewusstsein von dem bewahrt, was Humanismus als prägendes Phänomen in der europäischen Kulturgeschichte bedeutet hat, mit Auswirkungen auf Wissenschaft, Philosophie, Politik, Kunst und Religion. Der Streit beider „Humanisten“ zeigt: Freidenker, humanistische Verbände und überzeugte Atheisten müssen klären, durch welche Stimmen sie in der Öffentlichkeit wahrgenommen werden wollen. Der Begriff Humanismus reicht nicht aus, um das Charakteristische der eigenen Weltanschauung und ethischen Orientierung zum Ausdruck zu bringen. Das zeigt auch die öffentliche Diskussion über den Antrag des Bundes-

ministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, das Kinderbuch „Wo bitte geht's zu Gott? fragte das kleine Ferkel ...“ auf die Liste der jugendgefährdenden Medien zu setzen (vgl. den Beitrag in dieser Ausgabe des MD, 113ff). Der Mitautor dieses Buches, Schmidt-Salomon, vertritt das skizzierte weltanschauliche Konzept, das „Humanismus“ mit Animalismus, Anarchismus und Religionshass verbindet, wie Joachim Kahl mit Recht herausstellt.

Sollte das, was als „evolutionärer Humanismus“ bezeichnet wird, größere Resonanz und Akzeptanz finden, würde dies sicher ein wichtiges Thema für weltanschauliche Auseinandersetzungen sein und auch ein neues Aufgabengebiet für den Verfassungsschutz werden. Denn die skizzierte „neue Leitkultur“ steht fraglos denjenigen Werten und ethischen Orientierungen entgegen, die dem Verständnis von Menschenwürde und Menschenrechten in der Verfassung zugrunde liegen. Bis jetzt wird man allerdings von einer neuen humanistisch geprägten „dritten Konfession“ der Konfessionslosen nicht sprechen können. Eine gemeinsame Weltanschauung fehlt, und es stellt eine leicht durchschaubare Strategie humanistischer Verbände, Initiativen und Stiftungen dar, sich als Interessenvertretung möglichst vieler zu verstehen.

Im Gegenüber zu den ethischen Implikationen eines evolutionären Humanismus versteht sich die christliche Ethik ausdrücklich als antiselektionistisch. Sie schützt den Schwachen und unterstreicht, dass jedem Menschen als Person eine unveräußerliche Würde zukommt. Kriterien für einen sich aus christlicher Perspektive verstehenden Humanismus sind die Berücksichtigung der auf Gott bezogenen personalen Grundstruktur des Menschseins, seiner Freiheit, Endlichkeit und Verantwortungsfähigkeit.

Reinhard Hempelmann

Ulrich H. J. Körtner, Wien

Modethema Religion

Aspekte der religiösen Gegenwartskultur¹

Glaukt man gewissen Religionssoziologen und Pastoraltheologen, dann liegt Religion voll im Trend unserer Zeit. Im Jargon moderner Trendforscher sprechen sie gar von einem „Megatrend Religion“ bzw. einem „Megatrend Spiritualität“. Die These von der Säkularisierung Europas scheint passé. Einziger Wermutstropfen: Von der Hausse am Markt der neuen Religiosität konnten die Kirchen bislang nicht recht profitieren. Sie haben in den vergangenen Jahrzehnten an Boden verloren. Die Mitgliederzahlen der großen Konfessionen sind rückläufig, und die Bindung der verbliebenen Kirchenmitglieder hat sich teilweise bedrohlich gelockert. Darunter hat auch der konfessionell verantwortete Religionsunterricht an den öffentlichen Schulen zu leiden.

Die Botschaft der Trendforscher ist klar: Die Kirchen dürfen den Anschluss an den Megatrend Spiritualität nicht verpassen. Am besten wäre es natürlich, man könnte sich selbst als Trendsetter neu positionieren. Aber das ist leichter gesagt als getan. Der Verdacht, dass die Kirche unter dem Label „Spiritualität“ nur alten Wein in neuen Schläuchen verkaufen will, ist beim neureligiösen Publikum groß.

Die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) will sich jedoch nicht entmutigen lassen. In ihrem 2006 veröffentlichten Strategiepapier „Kirche der Freiheit“, das Perspektiven für das 21. Jahrhundert entwirft, hat sie sich einiges vorgenommen.

Die evangelische Kirche will gegen den Trend der negativen demographischen Entwicklung wachsen. Die Chancen dafür stehen angeblich nicht schlecht: „Ein neues, plural geprägtes Interesse für religiöse Fragen bestimmt unsere Gegenwart, das mit dem Stichwort der Wiederkehr der Religion nur grob umrissen ist. Dieses neue religiöse Interesse muss bewusst als ein besonderes Zeitfenster für neue kirchliche Initiativen genutzt werden.“ Man beruft sich auf „Zukunftsforscher“, die von „Respiritualisierung“ als „gesellschaftlichem Megatrend“ sprechen. Und man zählt Fakten auf: So lag das Interesse an religiösen Themen im gesamten Jahr 2005 angeblich höher als in den neunziger Jahren und noch am Beginn des jetzigen Jahrzehnts. 82 Prozent aller westdeutschen Kinder zwischen sechs und zwölf Jahren glauben an Gott, religiöse Erziehung wird in wachsendem Maße für wichtig gehalten, und ein wachsender Anteil der deutschen Bevölkerung glaubt, dass religiöse Fragen auch in Zukunft von Bedeutung sind.

Das ist Weihnachtsgeläut in den Ohren von Kirchenleitungen und Synoden und soll auch an der Basis für Aufbruchstimmung sorgen. Nüchtern betrachtet besteht für die Kirchen jedoch kein Anlass, in Euphorie zu verfallen. Zwar weht der Geist Gottes, wo er will, aber der Megatrend Spiritualität ist eine recht windige Angelegenheit, zum Teil auch von seinen Ana-

lysten selbst erzeugte heiße Luft. Manche Trendforscher, Religionssoziologen und Pastoraltheologen beschreiben nicht etwa eindeutig vorhandene Phänomene, sondern erzeugen sie erst durch ihre Deutung. Erkenntnis und Interesse bilden eine manchmal schwer durchschaubare Melange. Wenn man ernsthaft über Realität und Fiktion der Wiederkehr der Religion diskutieren will, muss man zunächst einmal fragen, wer mit welcher Absicht vom Megatrend Religion spricht, und dann die verwendeten Begriffe wie „Religion“ oder „Spiritualität“ unter die Lupe nehmen.

Megatrend Gottvergessenheit

In der Religionsforschung spielt die Semantik eine zentrale Rolle. Was genau Religion ist, weiß niemand so recht zu sagen. Religionswissenschaft und Theologie haben unterschiedliche Definitionen parat, die sich nicht auf einen Nenner bringen lassen. So kann der Eindruck entstehen, Religion sei das, was von interessierter Seite zur Religion erklärt wird. Dazu zählen dann auch Phänomene oder Verhaltensweisen, die von den Betroffenen selbst gar nicht als religiös empfunden werden. Religionsforscher aber behaupten, diese Menschen besser zu verstehen als sie sich selbst.

Auf diese Weise bringen es manche Religionssoziologen sogar fertig, eine früher unbekannte „unsichtbare Religion“ (Thomas Luckmann) zu ihrem Forschungsgegenstand zu erklären. Für das Unsichtbare waren ehemals Theologie und Metaphysik zuständig, dann die moderne Physik und heute offenbar die Religionssoziologie. In die Blackbox einer unsichtbaren Religion kann man im Zweifelsfall alles und jedes hineinprojizieren. Man braucht dafür nur die neue Wortschöpfung „religioid“, und schon sind je nach Belieben auch Museumsausstellungen, Marathonläufe und

Massentourismus oder Fußballleidenschaft und Popkultur Erscheinungsformen des neureligiösen Megatrends.

Theologie und Kirche sollten sich allerdings fragen, worin eigentlich eine spezifisch theologische und christliche Perspektive auf die religiösen Phänomene und Tendenzen besteht, von denen heute die Rede ist. Der Auftrag der Kirche besteht doch nicht darin, sich ein möglichst großes Stück vom Kuchen der neuen Spiritualität zu sichern, sondern darin, das Evangelium von Jesus Christus zu verkündigen, das immer schon eine enorm religionskritische Kraft entfaltet hat.

Gewiss muss das Evangelium von dem Mensch gewordenen Gott, der Liebe ist, auch den „Religiösen“ bezeugt werden. Es gilt aber auch den Religionslosen, denen, die sich selbst wie einst Max Weber oder heute Jürgen Habermas für „religiös unmusikalisch“ halten. Ihnen erst einreden zu wollen, dass sie in Wahrheit doch auch alle religiös sind, entspricht der von Paulus scharf zurückgewiesenen Forderung, sogenannte Heiden müssten sich erst beschneiden lassen, das heißt Juden werden, bevor sie Christen werden könnten. Das ist nicht nur theologisch falsch, sondern auch unanständig, wie Dietrich Bonhoeffer unmissverständlich klargestellt hat. Seine Frage lautete, wie man Christus auch den Religionslosen verkündigen kann. Und diese Frage ist nach wie vor drängend, weil es neben religiösen Neuaufbrüchen in unseren Breitengraden auch einen massenhaften Gewohnheitsatheismus (Wolf Krötke) gibt, dem die Frage nach Gott schlicht abhanden gekommen ist, ohne dass die Menschen irgendetwas zu vermissen glauben.

Dieser Gewohnheitsatheismus arbeitet sich nicht mehr – wie noch vor Jahrzehnten der Protestatheismus – an der Theodizeefrage ab, sondern lebt ganz selbstverständlich ohne Gott. Nicht, dass er

keine Sinnfragen kennen würde. Aber mit dem Tod und anderen Sinnwidrigkeiten kann man offenbar auch ohne Gott fertig werden, wie schon Bonhoeffer in den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts hellsichtig erkannt hat. Sofern also nicht alles und jedes für „religioid“ erklärt wird, kann man statt von einem Megatrend Religion mit gleichem Recht von einem Megatrend Gottvergessenheit sprechen.

Wiederkehr der Religion: Realität oder Phantom?

Was ist aber empirisch an der Wiederkehr der Religion tatsächlich dran? Sind die Ereignisse des Jahres 2005 ein klares Indiz? Die „Papamania“, die die Weltöffentlichkeit rund um den Tod Johannes Pauls II. und die Neuwahl von Benedikt XVI. erfasste, aber auch der Weltjugendtag in Köln, entpuppen sich bei genauerem Hinsehen als eine schillernde Gemengelage. Kommunikationsforscher sprechen in solchen Fällen – evangelische Kirchentage eingeschlossen – von Hybridevents, bei denen sich neben Kirchenvertretern viel Prominenz aus Kultur, Pop und Politik einfindet, der religiöse oder gar ein ausgeprägt katholischer Faktor jedoch nur eine geringe Rolle spielt. Religiöse Bedürfnisse mischten sich mit Sensationslust, Eventkultur mit der Suche nach Sinn. Zu einem nicht geringen Teil war die Papsteuphorie ein Medienphänomen, das auch vom Vatikan inszeniert und vermarktet wurde.

In ihrem Anachronismus erscheinen das Papstamt und die von seinen Inhabern verbreiteten Botschaften mit ihrer zum Teil harschen Kritik an der Moderne und dem Erbe der Aufklärung als postmodern. Jugendliche jubeln einem Papst zu, dessen Sexualmoral sie zugleich ignorieren. Im Frühjahr des Jahres 2005 erlebten wir einen Feuilleton-Katholizismus, bei wel-

chem sich Journalisten über den Papst als Leuchtturm im wogenden Meer des (post)modernen Relativismus und als moralische Autorität im Kampf gegen Globalisierung und Raubtierkapitalismus verbreiteten – vermutlich ohne dass dies im persönlichen Leben der Autoren irgendwie von praktischer Bedeutung gewesen wäre.

Man täusche sich nicht: In der postmodernen Gesellschaft zollt man Außenseitern Respekt, solange sie als ungefährlich gelten. Ganz in diesem Sinne wurde Johannes Paul II. „gerade bei jenen zum Star, die nicht glauben“ (Andrea Roedig).

An dieser Stelle sei eine protestantische Zwischenbemerkung zur Modernitätstauglichkeit des Papstamtes erlaubt. Namhafte katholische Theologen preisen das von Johannes Paul II. für das Medienzeitalter geradezu neu erfundene Papstamt als angemessene Antwort auf die Globalisierung und die durch sie erzeugte Orientierungskrise. Schon Karl Rahner empfahl, die zur Entdifferenzierung neigende öffentliche Situation für die Kirche entschlossen auszunutzen. Der evangelische Theologe Eilert Herms merkte dazu bereits vor zwanzig Jahren an, im „Zeitalter der massenhaften öffentlichen Einwegkommunikation, in der das Medium dazu tendiert, die Botschaft selbst zu werden und die Faszination von großem Auftritt, Blick und Geste zunimmt“, sei „der in der römischen Kirche nie vernachlässigte restringierte, rituelle Kommunikationscode durchaus zeitgemäß und systemkonform“. Die Aufgabe von Theologie und Kirche sei es jedoch, „den Entdifferenzierungs- und Verdummungstendenzen der spätindustriellen Gesellschaft entgegenzuwirken“. Das gilt auch für den Umgang mit manchen Erscheinungsformen neuerer Religiosität, deren „sanfte Verschwörung“ (Marilyn Ferguson) einer sanften Verblödung gleichkommt.

Vergessene Vergangenheit und umstrittene Gegenwart

Überhaupt kann man sich über die Kurzatmigkeit des kollektiven Gedächtnisses in Sachen Religion nur wundern. Sonst würde wohl keiner im Ernst behaupten wollen, die westliche Welt träte gerade in ein neues religiöses Zeitalter ein. Vergessen scheinen die Zeiten des New Age in den achtziger Jahren, vergessen die Jesusbewegung der siebziger Jahre, als Andrew Lloyd Webber sein Musical „Jesus Christ Superstar“, das heute noch durch die Provinz tourt, auf Bühne und Leinwand brachte, vergessen die „Jugendreligionen“, die Eltern und Politikern Kopfzerbrechen bereiteten, vergessen die spirituelle Reise der Beatles nach Indien und George Harrisons Song „My Sweet Lord“, der dem Gott der Christen und Juden, Vishnu und Ramakrishna in einem Atemzug huldigte, vergessen Bob Marley, Rastalocken und Reggae, vergessen die Transzendenzsuche der Hippiebewegung in den Sechzigern, psychedelischer Pop und LDS-Trips. Megatrend Spiritualität am Beginn des 21. Jahrhunderts? In Wahrheit nichts Neues unter der Sonne.

Schon in den Siebzigern hat die damals als neu empfundene Religiosität zu keiner radikalen Trendumkehr im Prozess der Säkularisierung geführt. Die rasant steigende Zahl der Kirchnaustritte ging keineswegs mit einem Aufschwung neuer Religionsformen einher. Der Religionssoziologe Detlef Pollack resümiert: „Die Formen der Religion wandeln sich in den modernen Gesellschaften. Zweifellos. Aber mit dem Formenwandel geht ein Bedeutungsverlust der Religion einher, der alle ihre Dimensionen betrifft, ihre institutionelle und rituelle ebenso wie ihre individuelle und erfahrungs- und überzeugungsmäßige. Es ist einfach nicht wahr, dass die Kirchen sich leeren, aber Religion boomt.“ Es sind

gerade Theologen und Kirchenvertreter, die den Prozess der Respiritualisierung überschätzen und die These von der Säkularisierung Europas für widerlegt halten. Wenn zum Beispiel der Wiener Pastoraltheologe Paul Michael Zulehner einen Rückgang bei der Kirchnaustrittszahlen in Österreich – notabene: der Mitglieder-schwund der katholischen Kirche hält ungebrochen an! – schon als Indiz für einen Megatrend Spiritualität hält, ist das kühn, man kann auch sagen: peinlich.

Nicht viel besser steht es mit protestantischen Versuchen, die „gelebte Religion“ zum neuen Leitbegriff der Theologie zu machen und diese zu einer Form der Kulturwissenschaft zu erklären. Zwar verdient das Anliegen, die theologische Theoriebildung empirisch zu erden, unbedingt Unterstützung. Aber die Protagonisten eines neuen Kulturprotestantismus wie Friedrich-Wilhelm Graf oder Wilhelm Gräb überdehnen den Religionsbegriff bis ins Konturenlose dadurch, dass sie jede Bearbeitung der Sinnfrage zur Religion erklären. Hier gibt es eine merkwürdige ökumenische Allianz zur Neuauflage einer natürlichen Theologie, die aus einem vermeintlichen religiösen Apriori eine neue Legitimation für die Existenz der Kirche(n) ableiten möchte. Religion ist freilich nur eine Möglichkeit neben anderen, aber nicht die einzige, Sinnfragen und Erfahrungen von Sinnwidrigkeiten zu bearbeiten. Auch ist die Frage nach dem Sinn des Lebens nicht ohne Weiteres mit der Gottesfrage identisch.

Nun muss man religionssoziologisch durchaus zwischen Religiosität und Kirchlichkeit unterscheiden. Doch ist Religiosität, wie Detlef Pollack nachweist, in unseren Breitengraden noch immer vor allem kirchlich bestimmt. Selbst wenn man Religion weit fasst und auch noch das Staunen über die Wunder der Natur, das Ergriffensein von einer bestimmten Musik

oder das besondere Gefühl von Gemeinschaft im Gespräch hinzunimmt, sind es immer noch eher die Kirchennahen, die solche Erfahrungen als religiös empfinden. Dagegen geben viele Menschen, die aus der Kirche austreten, als Motiv an, sie brauchten in ihrem Leben keine Religion oder könnten mit dem Glauben nichts mehr anfangen.

Eine im April 2006 von der Düsseldorfer Identity Foundation veröffentlichte Studie über „Spiritualität in Deutschland“ zeigt ein ernüchterndes Bild. Nur noch etwa jeder zehnte Bundesbürger gehört demnach zu den „Traditions-Christen“. Die große Mehrheit sucht dagegen ihr Seelenheil weder bei den Kirchen noch bei anderen Religionen, sondern im engen Familien- oder Freundeskreis. Dort wird über Glaubensfragen allerdings selten oder gar nicht gesprochen. Dass die Hälfte aller Befragten angibt, Deutschland brauche wieder „mehr religiöse Werte“, hat für die persönliche Lebensführung offenbar nicht viel zu sagen. Da geht es nicht um „religiöse Werte“, sondern allein um Familie, Freunde und persönliches Wohlergehen.

Auch die Arbeitsgruppe Pastoralsoziologie an der Universität Wien unter der Leitung von Zulehner muss einräumen, dass im substantiellen, klassischen Sinn von Religion von einem Megatrend nichts zu bemerken ist. Im Gegenteil lasse sich beobachten, wie sich Religiosität im Sinne einer bewussten und existentiellen Entscheidung für eine bestimmte Religion oder Weltanschauung verflüchtige, „verdunste“ oder überhaupt ganz verschwinde. Die Studiengruppe spricht aber auch von „religio potentialis“, d. h. von einer potentiellen Religiosität, die sich überall auffinden lasse. In diesem Sinne könne man sehr wohl von einem Megatrend Religion sprechen.

Der Megatrend Religion ist also letztlich die Folge semantischer Politik. Eine For-

scherguppe um den Wiener Soziologen Wolfgang Schulz hat in einer 2005 veröffentlichten Studie gefordert, zwischen „spirituellen Erfahrungen“, zum Beispiel emotional bewegenden Natur- oder Kunsterlebnissen, und „religiösen“ Empfindungen zu unterscheiden. Wenn es das Nicht-Religiöse kaum mehr gäbe, weil alles und jedes zur latenten oder unsichtbaren Religion erklärt wird, verliert der Begriff der Religion seine Kraft zur Unterscheidung. Schulz und seine Forscherkollegen konnten für Österreich nachweisen, dass es auch hier unter den befragten Katholiken einen klaren Trend zur „Säkularisierung innerhalb der Religion“ gibt. Die Privatisierung und Individualisierung von Religion, die immer wieder als Gegenthese gegen die Säkularisierungstheorie aufgeboten wird, sei allenfalls ein Teilphänomen der religiösen Pluralisierung.

Gottesoffenbarung als Erinnerungsspur

Doch was steht eigentlich theologisch auf dem Spiel? Zugespitzt formuliert: Es geht nicht um Religion, sondern um Gott. Es geht nicht um „kleine Transzendenzen“, die man im Urlaub oder im Fußballstadion erleben kann, sondern um die Frage, was mein einziger Trost im Leben und im Sterben ist, wie es der reformierte Heidelberger Katechismus (1563) ausdrückt. Und das drängende Problem der Kirchen ist nicht der Mangel an irgendwelcher Spiritualität, sondern die Sprachnot des Glaubens, die sich in einer bisweilen erschreckenden Banalisierung christlicher Glaubensinhalte zeigt, die der Ratsvorsitzende der EKD, Wolfgang Huber, mit Recht als Selbstsäkularisierung der Kirche kritisiert. Die Respiritualisierung, die nun als Gegenmittel empfohlen wird, ist in Wahrheit keine Alternative, sondern bloß eine Variante solcher Selbstsäkularisierung, die sich „dieser Welt gleich stellt“

(Röm 12,1). Menschliche Rede von Gott, die seine Offenbarung bezeugen möchte, kann misslingen. Aus dem Misslingen des Gotteswortes entsteht eigentlich erst die Frage nach Gott; so der evangelische Theologe Ernst Fuchs (1903-1983). Es ist solches Misslingen, das Theologie und Kirche beunruhigen muss, denn es erschüttert beide bis ins Mark. Verglichen mit dieser fundamentalen Gotteskrise bleibt die Debatte um den Megatrend Religion ein Oberflächenphänomen.

Heutige Formen neuer Religiosität sind oftmals eine Religion ohne personhafte Gottesvorstellung. Sie rechnet mit kosmischen Energien und Kraftfeldern, die man spirituell anzapfen kann, nicht aber mit einem personhaften Gott, der den Menschen als verantwortliches Gegenüber geschaffen hat. Wichtige Strömungen, die als neue Religiosität bezeichnet werden, laufen auf einen Pantheismus oder Monismus hinaus, der kein Gegenüber von Gott und Welt, Schöpfer und Schöpfung kennt, sondern nur ein kosmisches Einheitsprinzip. Umfragen zeigen, dass auch unter Kirchenmitgliedern solche neureligiösen Vorstellungen anzutreffen sind, während man dem Glauben an einen personhaften Gott mit wachsendem Unverständnis begegnet.

Die Wiederkehr der Religion, besser gesagt, das neu erwachende Interesse an Religion, kann im Einzelfall ebenso sehr Ausdruck der Gottsuche wie des Gottesverlustes sein. Umgekehrt kann ein Gewohnheitsatheist Gott näher sein als so mancher, der sich für religiös hält.

Bei vielen Versuchen, von Gott auf Religion als Leitthema der Theologie umzuschalten, bleibt durchaus unklar, ob die Unvermeidbarkeit von Religion postuliert und aus ihr die Unvermeidbarkeit des menschlichen Gottesbezuges oder ob aus der vom christlichen Glauben behaupteten Unvermeidbarkeit Gottes – jedenfalls

für gebildete Menschen – die Unvermeidbarkeit von Religion behauptet werden soll. Weder das eine noch das andere trifft zu, wie Ingolf U. Dalferth zu Recht bemerkt. Davon abgesehen darf die vom Glauben behauptete Unvermeidbarkeit Gottes nicht mit der Unvermeidbarkeit der Frage nach Gott verwechselt werden. Nach einer häufig zitierten Definition Rudolf Bultmanns ist Gott „die Alles bestimmende Wirklichkeit“. Insofern gilt allerdings, dass keinem von uns Gott fern ist (Apg 17,27), dass er alle Menschen angeht, weil er ihnen nachgeht und sich ihnen auch dann zuwendet, wenn sie sich von ihm abwenden. Zu den epochalen Erfahrungen und Überzeugungen der Moderne gehört allerdings die Abwesenheit des biblisch bezeugten Gottes. Soll dennoch vom Gott der Bibel gesprochen werden, so kann dies scheinbar nur noch im Modus der Rede von seiner Abwesenheit geschehen.

Theologie und Kirche können nicht mehr selbstverständlich davon ausgehen, dass der biblische Gott zumindest im Modus einer offenen und offengehaltenen Frage präsent ist. Aus der Überzeugung, bessere Antworten auf die falsch gestellten Fragen des Christentums gefunden zu haben, speist sich das Selbstbewusstsein der Neuzeit. Nicht nur die christliche Antwort auf die Gottesfrage, sondern sogar diese selbst scheint in Vergessenheit zu geraten. Diese „Gotteskrise“ (Johann Baptist Metz) wird durch ein schwammiges Gerede von Religion nur vernebelt, aber nicht behoben.

Unter neuzeitlichen Bedingungen hängt die Möglichkeit, von Gott zu reden, offensichtlich nicht von einer wie auch immer gearteten Frage nach Gott ab, sondern an der Erinnerungsspur der biblisch bezeugten Gottesoffenbarung, so gewiss es keinen natürlichen oder evolutionären Weg von einem allgemeinen Religionsbegriff

zum Geltungs- und Wahrheitsanspruch jedes wirklichen Monotheismus gibt. Ludwig Wittgensteins grundsätzliche philosophische Feststellung trifft auch auf den biblisch bezeugten Gott zu: „Zu einer Antwort, die man nicht aussprechen kann, kann man auch die Frage nicht aussprechen.“ Die Gottesfrage liegt der Offenbarung nicht voraus, sondern wird erst durch sie in der angemessenen Weise provoziert. Andernfalls lässt sich nicht einmal die Frage nach Gott angemessen stellen. Die Frage nach Gott kann heute nur gestellt werden, weil vor uns Menschen von Gott geredet und sein Wirken bezeugt haben. Die neutestamentlichen Texte aber tun dies so, dass sie zugleich von Jesus Christus sprechen. Wer verstehen will, welchen Sinn es hat, im christlichen Sinne von Gott zu reden, muss auch die Eigentümlichkeit der Sprachformen und Textsorten beachten, in denen dies geschieht. Die Rede von Gott und die Rede von Jesus als dem Christus bedingen einander wechselseitig. Auf diese Weise gewinnen die Rede von Gott und die Frage nach ihm ihr unverwechselbares christliches Profil. Weder kann von Gott unter Absehung von Christus gesprochen, noch von Jesus als dem Christus unter Absehung Gottes und seines Handelns durch und an ihm gesprochen werden. Andern-

falls wird Gott mit einem metaphysischen Prinzip gleichgesetzt und die Christologie zur bloßen Anthropologie reduziert. In diesem Sinne haben sich die Kirchen darum zu bemühen, das Profil des Christlichen zu schärfen. Christlicher Glaube unterscheidet sich von allen sonstigen Formen von Religion durch das Bekenntnis zu Jesus Christus als Heilsbringer. Eben darum wurden und werden die an ihn Glaubenden Christen genannt. Dieses Bekenntnis aber schließt den Glauben an den von Jesus verkündigten Gott ein, der wiederum der Gott Israels ist. Dennoch: Nicht eine vage Gottoffenheit, sondern das Christusbekenntnis ist der entscheidende „Marker“, an dem das Label „Christentum“ auf dem Markt der religiösen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten erkannt wird. Von hier aus ist die Identität von Glaube und Kirche zu bestimmen. Das erfordert freilich auch Redlichkeit, wenn es darum geht, die eigene Lage einzuschätzen – keine Schönfärberei. Auf die Anfänge des Verstehens zurückgeworfen, gilt es neu zu fragen: Was bedeutet Christus für diese Welt, und was heißt es, ein Christ zu sein?

¹ Eingangsvortrag in der Werkstatt Weltanschauungen: „Kommt die Religion oder geht die Religion?“, 31. Deutscher Evangelischer Kirchentag, Köln, 7. Juni 2007.

Helmut Obst, Halle/Saale

Stammapostolische Theokratie in der Neuapostolischen Kirche

Johann Gottfried Bischoff (1871-1960) – Retter und Garant

Am 6. November 2007 erschien eine 55 Seiten umfassende Studie „Die Neuapostolische Kirche von 1938 bis 1955. Entwicklungen und Probleme“. Verfasst wurde sie von dem 1999 gegründeten Arbeitskreis „Geschichte der Neuapostolischen Kirche“ unter der Leitung von Apostel Walter Drave, herausgegeben von der Neuapostolischen Kirche International.

Es verwundert und ist methodisch kaum zu vertreten, dass nicht zuerst die allgemeine Geschichte der Neuapostolischen Kirche (NAK) in der Zeit des Nationalsozialismus, die maßgeblich von Bischoff mitgestaltet wurde, Aufarbeitung fand. Sie bildet ja in vielen Punkten die Grundlage der Entwicklungen und Probleme nach 1945 und wird nochmals ein eigenes Licht auf die Persönlichkeit und das Wirken Johann Gottfried Bischoffs werfen. Die nun vorliegende Studie über die NAK in der Zeit von 1938 bis 1955 hat innerhalb und außerhalb der NAK zum Teil heftige Reaktionen ausgelöst – und das mit Recht, stellt sie doch im Kern eine nachdrückliche Rechtfertigung des umstrittensten Stammapostels Johann Gottfried Bischoff und seiner Botschaft vom Wiederkommen Jesu Christi noch zu seinen Lebzeiten dar. In der Amtszeit Bischoffs (1930-1960) kam es zu den größten Abspaltungen von der NAK in Mitteleuropa. Zunächst sei betont, dass die Studie aus der Sicht der Forschung durchaus Interes-

santes bringt. Es kann hier nicht erschöpfend auf diese Arbeit eingegangen werden. Wir müssen uns auf einige grundlegende Aspekte beschränken. Vom Ansatz und vom Quellenmaterial her bricht sie mit dem lange Zeit für neuapostolische Kirchengeschichtsschreibung geltenden Prinzip, eine ideale Reich-Gottes-Geschichte im Stil von Heiligenlegenden zu schreiben. Der Leser kann einen Blick hinter die bisher nach außen fast makellos erscheinende Fassade der NAK in der Ära Bischoff werfen.

Stammapostolische Machtkämpfe

In der Studie heißt es, dass am 4. April 1938 auf einer Apostelversammlung der Beschluss gefasst wurde, „die Dienstaltersgrenze für sämtliche Amtsträger auf 65 Jahre“ festzusetzen.¹ Das hätte den Amtsverlust auch für Stammapostel Bischoff bedeutet, der zu diesem Zeitpunkt 67 Jahre alt war. Den Aposteln musste wohl bewusst sein, dass dieser einstimmig gefasste Beschluss – er war bis zum 31.12.1939 durchzusetzen – die Amtsenthebung Bischoffs einbezog. Trotzdem stimmte auch Bischoff ihm zu, indem er das Protokoll genehmigte. Das ist bemerkenswert! Doch sei ihm, so die nicht sehr überzeugende Vermutung der Studie, „das Ausmaß dieses Beschlusses“, der offensichtlich eine „Kritik an seiner Person und

seinem Amt“ war, erst einige Tage später „so richtig bewusst geworden“.²

Bischoff war nicht gewillt, sich dem einhelligen Beschluss der Apostel zu beugen, die nach neapostolischer Lehre vom Geist Gottes geleitet werden. Mit administrativen und juristischen Mitteln konnte er den Beschluss nicht rückgängig machen. So griff er, wie schon im Fall seiner Berufung zum Nachfolger des Stammapostels Niehaus, zu theologischen Behauptungen. In einem Brief an alle Apostel vom 30. April 1938 betonte er seine Berufung durch Jesus. Dieser habe zwar auch seine Apostel persönlich berufen, aber Petrus zu ihrem Haupt eingesetzt. Wie selbstverständlich wird die römisch-katholische Papsttheologie als Grundlage einer neapostolischen Stammaposteltheologie herangezogen. Noch aktueller und unmittelbarer sind jedoch „Zeugnisse“ übernatürlicher Art und der Hinweis auf seine sichtbaren Erfolge – es ist die Zeit des Nationalsozialismus –, die Bischoff zur Begründung seiner einzigartigen, keiner menschlichen Dienstaltersfestsetzung unterworfenen Stellung geltend macht. Von dieser Position aus, die nur durch theologische Argumente angreifbar ist, geht er zum Gegenangriff über und verlangt für seine Person eine Ausnahme von der Dienstaltersregelung und ein Amt auf Lebenszeit. (Inzwischen machen Stammapostel, wie das Beispiel von Stammapostel Fehr zeigt, längst von Dienstaltersregelungen Gebrauch.)

Es gelingt Bischoff offenbar, wenn auch nicht durch förmlichen Beschluss der Apostelversammlung vom 7. Mai 1938, diese seine Position durchzusetzen. „Und so wie Petrus bis zu seinem Tod im Werke Gottes gearbeitet habe, so solle auch ihm diese Möglichkeit bis zu seinem Lebensende erhalten bleiben.“³ Mit diesem durch und durch papalistischen Argument bietet Bischoff den Aposteln keine

„Brücke an, über die sie eine Rückzugsmöglichkeit von ihren Positionen erhalten“, wie die Studie behauptet⁴, sondern erschlägt sie mit der geistlichen Keule der Autorität und des Willens Gottes. So bleibt Bischoff Sieger über das Apostelkollegium, bleibt Stammapostel und setzt sich durch.

Das gleiche Prinzip wandte er vordergründig sehr erfolgreich Jahre später erneut bei der Regelung bzw. Nichtregelung seiner Nachfolge an. Dieser Problematik wird in der vorliegenden Untersuchung breiter Raum gewidmet, und auch dabei tritt teilweise neues, interessantes Quellenmaterial zutage. 1942 legten die Apostel dem Stammapostel nahe, einen Nachfolger zu bestimmen. Er forderte sie auf, Namen zu nennen. Naturgemäß wurden mehrere Namen genannt, insgesamt drei. Das deutete Bischoff dahingehend, dass das ganze Vorhaben nicht im Sinne Gottes sei, „sonst wären wir alle eines Sinnes gewesen“⁵. Stattdessen, so Bischoff, werde ihm, dem Stammapostel, Gott „zur rechten Zeit den Mann zeigen, der als mein Nachfolger in Frage kommt“⁶. Trotz vorgerückten Alters und gesundheitlicher Probleme schien Bischoff dafür die Zeit aber offenbar noch nicht gekommen.

Das blieb auch nach 1945 so. Jetzt nahmen die Spannungen zwischen dem Stammapostel und der Mehrheit des Apostelkollegiums erneut zu. Ein Kreis von Aposteln beriet hinter dem Rücken des Stammapostels über die Nachfolgefrage. Ihr Favorit war der Düsseldorfer Bezirksapostel Peter Kuhlen (1899-1986). „Am 21. Mai 1948 wurde Kuhlen während einer Apostelversammlung also gegen den Wunsch des Stammapostels von den Aposteln zum Stammapostelnachfolger und -helfer gewählt.“⁷ Bischoff stellte dazu fest: „Die Wahl des Apostels Kuhlen zum Helfer geschah ohne Gottes Willen. Dafür gibt es kein Gegenstück im Werke

Gottes. Ich mußte vorübergehend stille sein. Alle Apostel in Europa waren gegen mich ... Das Recht, einen Stammapostel-helfer zu bestimmen, stand mir alleine zu.“⁸ Das würde mit anderen Worten heißen, dass das gesamte Apostelkollegium von einem ungöttlichen Geist durchdrungen war, obwohl die Apostel nach neuapostolischem Verständnis alleinige Kanäle des göttlichen Heiles im umfassenden Sinn sind. Noch wesentlich ungeheurer ist jedoch die Tatsache, dass Stammapostel Bischoff seinen „Helfer“ Peter Kuhlen feierlich in sein Amt einsetzte. Damit handelte er bewusst gegen den Willen Gottes, seines „Senders“, und gegen sein Gewissen! Pharisäisch mutet es an, wenn sich Bischoff damit beruhigte, er habe die Amtseinsetzung nicht im Namen Gottes, sondern im Auftrag der Apostel vorgenommen. „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen“ (Apg 5,29) – dieser Grundsatz des Apostels Petrus und der biblischen Apostel Christi gilt wohl in erster Linie auch für den, der sich als oberster Diener Christi auf Erden und als sein irdischer Stellvertreter in der Gegenwart ansah.

Der Niederlage Bischoffs im Fall Kuhlen folgte bald eine zweite, noch wesentlich gravierendere. Dadurch schien der Machtkampf in der NAK, die Auseinandersetzung zwischen papalistischen (Stammapostolat) und konziliaren (Apostelversammlung) Prinzipien endgültig zugunsten der Apostel ausgegangen zu sein. Man konnte meinen, das alte katholisch-apostolische Leitungsprinzip habe sich wieder durchgesetzt. Am 1. Januar 1950 traten neue „Statuten des Apostelkollegiums der Neuapostolischen Kirche“ in Kraft. In der Studie ist zu lesen: „Diese Statuten bringen im Kern – zum ersten Mal in der Geschichte der Neuapostolischen Kirche seit Bestehen des Stammapostelamtes – ein neues Modell von Kir-

chenleitung zum Ausdruck. Während es bisher das Stammapostelamt war, das die Kirche leitete, sollte nun nach dem Kollegialitätsprinzip die Summe aller Apostel in den Apostelversammlungen die Geschichte der Kirche leiten. Zwar wurde der Stammapostel ‚als Haupt der Kirche‘ noch immer als ‚Hauptleiter‘ bezeichnet (§ 3), doch lassen wesentliche Änderungen und Ergänzungen der neuen Statuten ein neues Bild von Kirchenleitung erkennen:

- Der Stammapostel wird nicht mehr auf Lebenszeit sein Amt ausüben und ist wie jedes Mitglied abrufbar (§ 4).

- Das Vorschlagsrecht für Apostelberufungen steht nun jedem Mitglied des Apostelkollegiums zu (§ 3).“⁹

Weitere Festlegungen wurden getroffen, u. a. dass der Stammapostel nicht mehr von seinem Vorgänger bestimmt, sondern von den Aposteln gewählt wird. Und wieder ereignete sich Unglaubliches und unmöglich Erscheinendes: Stammapostel Bischoff unterschrieb diese Statuten, durch die, wie er später betonte, „die Grundsätze der Theokratie (Gottesherrschaft) verlassen“ wurden und „die kirchliche Führung nach demokratischen Grundsätzen“ auszuüben war.¹⁰ Man fragt sich: Was wäre aus der Reformation geworden, wenn Luther in Grundsatzfragen nur einmal so gehandelt hätte?

Die umstrittene „Botschaft“

Auf Dauer hingenommen hat Bischoff seine Niederlage freilich auch diesmal nicht. Administrativ reagierte er u. a. durch neue Apostelberufungen darauf, wie es Päpste gelegentlich auch tun, um neue Mehrheiten im Kardinalskollegium herbeizuführen. Denn – so wird in der Untersuchung hervorgehoben – die neu berufenen Apostel „verstanden sich als treue Nachfolger des Stammapostels“¹¹. Im Apostelkollegium entstand ein verän-

deres Kräfteverhältnis. Hinzu kam, dass sich Peter Kuhlen – das erscheint durchaus glaubhaft – durch die Art seiner Amtsführung einigen ihn zunächst unterstützenden Aposteln entfremdete. Noch wichtiger für diese Entwicklung wurde aber eine theologische Strategie des Stammapostels. Er führte schwerwiegende geistliche Argumente ins Feld. Die von ihm seit längerem verstärkt betonte Wiederkunftserwartung erhielt ein neues Gewicht und wurde mit seiner Person verbunden.

Zunächst geschah dies im Kreise einiger Amtsträger. Als in der zweiten Novemberhälfte 1950 der Kalender „Unsere Familie“ für 1951 ausgeliefert wurde, fanden dort die Amtsträger und Gemeindeglieder den Artikel des Schriftleiters „An Christi Statt“, in dem zu lesen war: „Er [der Stammapostel] ist der festen Überzeugung, daß der Herr die Seinen noch zu seinen Lebzeiten heimholen wird ins Vaterhaus, zumal ihm der Herr – nach seinen eigenen Worten – noch keinen gezeigt hat, der das Gotteswerk auf Erden nach ihm weiterführen solle.“ Die letzte Bemerkung musste in besonderer Weise den Apostel Kuhlen treffen. Am 25. November 1950 trat er vom Amt des Stammapostelhelpers zurück. Mehrere Gründe mögen dafür ausschlaggebend gewesen sein, an erster Stelle aber das Verhältnis zum Stammapostel.

Nun war die Zeit gekommen, die Statuten von 1950 im Sinne Bischoffs zu verändern. Nachdem er am 5. August 1951 acht ihm treu ergebene Amtsträger zu Aposteln ordiniert hatte, traten am 6. August neue Statuten in Kraft. „Zwei Themen rücken bei den neuen Apostelstatuten von 1951 in den Mittelpunkt:

- ein exklusives Kirchenverständnis und
- ein exklusives Amtsverständnis vom Stammapostelamt als dem allein kirchenleitenden Amt.“¹²

Bischoff und seine „Theologie“ hatten sich durchgesetzt. Nicht alle ihm und seinem Amts- und Kirchenverständnis kritisch gegenüberstehenden Apostel waren aber damit ausgeschaltet. Kuhlen blieb weiter Bezirksapostel des mitgliederstärksten Apostelbezirkes, unterstützt von Apostel Siegfried Dehmel. Die Auseinandersetzungen mit den Schweizer Aposteln Ernst und Otto Güttinger, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann, setzten sich fort. Ähnliches gilt für den holländischen Apostel Kamphuis.

Aber Johann Gottfried Bischoff hatte nun eine „Botschaft“, die er von Jesus Christus persönlich empfangen haben wollte und mit der er allen Widerspruch gegen sein Amts- und Kirchenverständnis ausschalten und die Nachfolgefrage vollkommen gegenstandslos machen konnte: die Wiederkunft Jesu Christi zu seinen Lebzeiten.

Im Weihnachtsgottesdienst 1951 in Gießen verkündigte der 80-jährige Stammapostel: „Ich bin der Letzte, nach mir kommt keiner mehr. So steht es im Ratschluß unseres Gottes, so ist es festgelegt, und so wird es der Herr bestätigen. Und zum Zeichen sollt ihr das haben, daß der Herr in meiner Zeit kommt, um die Seinen zu sich zu nehmen.“¹³ Bischoff sagte von sich und seiner Botschaft: „Abraham war der erste, dem Gott Offenbarungen gab. Er war das erste Tor, durch das der Herr den Segen gab. Ich stehe als Tor der Mitternacht, und wir erwarten den neuen Tag, wie ich vorlaufend sagte, der durch keine Nacht mehr abgelöst wird. Ob das jemand glaubt oder nicht, ändert an der Tatsache absolut nichts.“¹⁴

Am 15. Juli 1954 wurde der Schweizer Apostel Otto Güttinger seines Amtes enthoben und aus der NAK ausgeschlossen. Dass dafür, wie in der Studie hervorgehoben wird, mehrere Gründe ausschlaggebend waren, erscheint zutreffend. Ein wichtiger war jedoch die schließliche Ab-

lehnung der Botschaft des Stammapostels. Auf der Apostelversammlung vom 12. September 1954 in Stuttgart teilte Bischoff mit, „dass er künftig nur noch solche Männer in das Apostel- und Bischofsamt setzen würde, die an seine Botschaft glaubten ...“¹⁵ Das Gleiche erwartete er von allen Aposteln bei Amtseinzetzungen. Auch sollte niemand versiegelt, also in die NAK aufgenommen werden, der nicht an diese Botschaft glaubte.

Der Ausschluss Peter Kuhlen

Peter Kuhlen widersprach als einziger dem Stammapostel. Damit war klar, was in absehbarer Zeit geschehen würde. Er unterwarf sich nicht einer Lehre, einer Botschaft, die er als falsch und nicht göttlich erkannt hatte und handelte damit anders als es Bischoff im Fall der Amtszeitbegrenzung (1938) und der Satzung (1950) getan hatte. So wie Kuhlen dachten und handelten viele Amtsträger in seinem Apostelbezirk sowie eine große Anzahl Gemeindeglieder.

Am 6. Januar 1955 richteten sie einen umfangreichen, höchst bemerkenswerten Brief an den „herzlich geliebten Stammapostel“. Der Brief wurde auch an die Gemeindeglieder im Apostelbezirk Düsseldorf verschickt. Darin bestritten sie die Möglichkeit der Wiederkunft Jesu zu Lebzeiten von Bischoff nicht, lehnten aber die Dogmatisierung dieser Lehre und ihre inzwischen die gottesdienstliche Verkündigung beherrschende Stellung ab. Es wurde auf frühere falsche Erwartungen der Wiederkunft in der apostolischen Bewegung verwiesen: auf die Meinung, Jesus werde noch zu Lebzeiten der englischen Apostel wiederkommen, auf die Verheißung an den 1895 gestorbenen Apostel Friedrich Wilhelm Schwarz, Jesus werde wiederkommen, bevor er stirbt, usw. Auch frühere Äußerungen Bischoffs,

niemand wisse Zeit und Stunde der Wiederkunft Christi, wurden erwähnt. Es hieß: „Wir bekennen offen, weil wir vor Ihnen und vor unserm Gott ehrlich bleiben wollen, daß wir gemäß der in der Heiligen Schrift niedergelegten Tatsache, daß es uns nicht gebührt, Zeit und Stunde des Kommens Jesu zu wissen, sondern daß dies der Vater seiner Macht vorbehalten hat, den Hauptwert auf die stete Bereitschaft, den Herrn bei seinem Erscheinen würdig zu empfangen, legen und es für nebensächlich halten, ob Jesu Kommen zur Lebzeit eines bestimmten Gottesknechtes oder Gotteskinds stattfindet. Und nach den innerhalb und außerhalb der Apostolischen Kirche auf dem Gebiete der Zeitfestsetzung für die Wiederkunft Christi vorgekommenen Irrtümern halten wir es immerhin für nicht ausgeschlossen, daß solch menschlicher Irrtum auch gegenwärtig vorkommen kann.“

Der Brief schließt: „Wir haben nur die Herzensbitte an Sie, daß zukünftig in dem erwähnten Punkte Toleranz und Duldsamkeit walten möge im Werke des Herrn und nicht entsetzlicher Zwist zwischen Bruder und Bruder, Schwester und Schwester mehr sei, denn schließlich wollen wir alle zum Tag des Herrn bewahrt bleiben und sind alle nur deswegen apostolisch geworden, um als aus Gnaden Erwählte das so hehre, herrliche Ziel der Vereinigung mit unserem Seelenbräutigam als Krönung unseres Glaubens zu erleben. Mit der Versicherung inniger Liebe und Ergebenheit ...“¹⁶

Am 21. Januar 1955 wurden anlässlich einer Apostelversammlung in Frankfurt a. M. Peter Kuhlen und die auf seiner Seite stehenden Apostel und Amtsträger aus der NAK ausgeschlossen. In der Folgezeit entstand die Apostolische Gemeinschaft mit damals ca. 25 000 Mitgliedern. Zum zweiten Mal nach dem Ausschluss eines designierten Nachfolgers, des Apostels

Carl August Brückner (durch Stammapostel Hermann Niehaus 1921), hatte ein Stammapostel seinen bereits feierlich ins Amt eingeführten Nachfolger aus der NAK ausgeschlossen – in diesem Fall zusammen mit so vielen Gemeindegliedern wie nie zuvor. Die Studie gibt Kühlen dafür allein die Schuld: „Kühlen hätte den ihm Anvertrauten alles Leid und Elend ersparen können, wenn er zurückgetreten wäre. Da er jedoch eine andere Lösung präferierte, muss er sich gefallen lassen, als Verführer gekennzeichnet zu werden.“¹⁷

Eine solche Urteilsbildung kann sprachlos machen! Hat Kühlen nicht in Verantwortung gegenüber den ihm anvertrauten Gemeindegliedern gehandelt, wenn er einer Lehre, die sich wenige Jahre später als falsch erwies, nicht mit zustimmte? Ein Rücktritt wider besseres Wissen und das eigene Gewissen ohne Rücksicht auf die ihm Anvertrauten wäre unverantwortlich gewesen. Der theologische und ethische Aspekt für das Verhalten Kühlers stellt sich den Verfassern der Studie offensichtlich nicht. Ihre Argumentation geht nicht von der Wahrheitsfrage, der Verantwortung vor Gott aus, sondern vom Prinzip der stammapostolischen Theokratie. „Da er nicht bereit war, dem Stammapostel zu folgen, trägt er auch die Verantwortung für seine Amtsenthebung und den Ausschluss aus der Neuapostolischen Kirche.“¹⁸ Formaljuristisch – es wird auf ein Urteil des Landesarbeitsgerichts Düsseldorf verwiesen – mag das sogar richtig sein, theologisch ist es aber höchst bedenklich.

Nach dem Tod Bischoffs

Am 6. Juli 1960 starb Johann Gottfried Bischoff. Noch auf dem Totenbett hielt er an seiner „Botschaft“ vom Wiederkommen Jesu zu seinen Lebzeiten fest. Objektiv

hatte sich nun seine „Botschaft“ als menschliche Täuschung und geistliche Anmaßung erwiesen. Die Apostel mussten jetzt das tun, was ihnen vorher der Stammapostel verboten hatte, nämlich einen neuen Stammapostel (Walter Schmidt, 1891-1981) wählen und diese Wahl als gottgewollt ausgeben. Kühlen und seine Anhänger hatten mit dem, was sie in ihrem Brief vom 6. Januar 1955 über die „Botschaft“ Bischoffs geschrieben hatten, Recht behalten. Dennoch blieb und bleibt Kühlen offenbar aus neuapostolischer Sicht auch heute noch ein Verführer. Es stellt sich die Frage: Wer wollte wen verführen?

Auch aus der Sicht des neuen Stammapostels Schmidt war die Antwort eindeutig. In einem Rundschreiben mit dem bezeichnenden Titel „Das ist die Wahrheit“ urteilt er: Es war „unbefriedigter Ehrgeiz, Ärger, Überheblichkeit, Besserwissen und egoistisches Machtstreben“, was Kühlen charakterisiert.¹⁹ Das habe ihn, so die Studie, „zu der Trennung bewogen“²⁰. Es ist von außen gesehen unverständlich, von der stammapostolisch-theokratischen Innenseite aus aber nachvollziehbar, wenn behauptet wird, Kühlen habe sich auf dem Hintergrund dieser Eigenschaften von der NAK getrennt, obwohl die Trennung eindeutig von der NAK ausging. Diese wollte keine Amtsträger, die die „Botschaft“ nicht kompromisslos vertreten, in ihren Reihen dulden. Es stellt die Dinge auf den Kopf, bei der Versicherung zu bleiben: „Kühlen ist nicht ‚hinausgeworfen‘ worden, sondern er ist von sich aus gegangen und hat damit den Ausschluss selbst verursacht. Er vollzog die äußere Trennung, nachdem die innere bereits stattgefunden hatte.“²¹

Ziel der Studie ist es zu zeigen und durch ausgewählte Quellen zu belegen, dass die „Kombination von strukturellen Problemen und persönlichem Fehlverhalten“ ei-

niger Apostel zu Spannungen und Abspaltungen in der Amtszeit Bischofs führte.²² Die „mangelnde Einsicht in den Offenbarungscharakter der Botschaft des Stammapostels und die damit verbundene Missachtung der Amtsautorität des Stammapostels“ sei nur ein Grund unter anderen gewesen.²³ Aber genau hier liegt der Kern des Problems, der in der Studie verkannt wird. Der Sache nach wird er allerdings dort auch überdeutlich. Letzter Dreh- und Angelpunkt ist das betont exklusive Selbst- und Kirchenverständnis des Stammapostels. Der abschließenden Feststellung der Studie kann man zustimmen: „Die fehlende Ausrichtung einiger Apostel am Stammapostel ist deshalb als eine der tieferen Ursachen der Konflikte zu betrachten.“²⁴

Von der Ausrichtung auf Jesus Christus ist hier nicht die Rede. Zweimal wird – um die absolute Notwendigkeit der Ausrichtung auf den Stammapostel zu unterstreichen – aus Briefen des Stammapostels Bischoff (an den Bezirksevangelisten Ernst Zimmermann vom 23. Juni 1951) zitiert: „Lassen Sie sich durch keine Redereien in Ihrem Glauben, Hoffen und Lieben beirren. Wenn Sie mit mir Verbindung halten und ihr Leben nach meinen Worten einstellen, dann erreichen Sie das Ziel.“²⁵ In einem zweiten Schreiben (an den Bezirksältesten Keller vom 3. März 1951) werden die Folgen eines gegenteiligen Verhaltens deutlich gemacht: „Die Verwerfung des Stammapostels und die persönliche Gleichstellung mit demselben hat für alle [der früher ausgeschlossenen Apostel wie z. B. Brückner] zum Tode geführt, und mit ihnen sind die Tausende ins Verderben gerissen worden.“²⁶

„Einheit mit ihm [dem Stammapostel] und seinem Amt“ – daran lässt die Studie auch fast 60 Jahre nach diesen Vorgängen und angesichts des Scheiterns der „Botschaft“ keinen Zweifel – „verbürgte die Sicher-

heit, das Glaubensziel zu erreichen“.²⁷ Demgegenüber führt die Missachtung des Stammapostelamtes zu existenziellen Bedrohungen. Das Heil hängt letztlich vom Verhältnis zum Stammapostel ab. Um die stammapostolische Autorität nicht zu gefährden, muss die „Botschaft“ Bischofs wahr gewesen sein, kein menschlicher Irrtum, wie er in der Geschichte der Christenheit mehrfach vorkam, sondern sie muss göttlich gewesen sein. Nicht der Mensch Johann Gottfried Bischoff hat sich geirrt, Gott hat seinen Willen geändert! Das ist offenbar bis heute die Erklärung für die nicht stattgefundene Wiederkunft Christi zu Bischoffs Lebzeiten. Die stammapostolische Theokratie ist so auf Kosten Gottes gerettet.

Auch das ganz persönliche Bild, das von Bischoff in der Studie gezeichnet wird, ist sehr positiv. Das „Zerrbild“ von einem „autokratischen Herrscher“ mit einem „autoritären Führungsstil“, der „mit Oppositionellen ‚kurzen Prozess‘“ machte, müsse korrigiert werden. „Stattdessen zeigt sich uns Stammapostel Bischoff nicht nur im Konfliktfall Saarland [auf den hier nicht eingegangen wurde] als äußerst duldsamer, auf Ausgleich, Einsicht und Versöhnung bauender Seelsorger, der seinen Führungsauftrag primär geistlich verstand und von der ihm gegebenen Amtsmacht nur verhalten Gebrauch machte.“²⁸ Ihn, der den Rat gab, das Leben nach seinen Worten einzurichten, um das Ziel zu erreichen, habe ein „auf Christus bezogenes Amtsverständnis“ ausgezeichnet.²⁹ Sicherlich bedarf das Persönlichkeitsbild Bischoffs, das in der Literatur durch die teilweise sehr persönliche Polemik seiner Gegner mitgeprägt wurde, durchaus einer Differenzierung. Einige der in der Studie zitierten Quellen können dazu beitragen. Dass er mit seinen Gegnern „kurzen Prozess“ gemacht habe, würde ich z. B. so nicht mehr behaupten.³⁰ Vielmehr hat er

taktisch außerordentlich geschickt unter Einsatz geistlicher Autorität bis hin zum Mittel der direkten Offenbarung durch Jesus Christus einen langen, aber umso wirkungsvolleren Prozess mit ihnen gemacht. Schlussendlich besiegt und vor aller Welt bloßgestellt hat ihn nur der Tod.

Die Studie als Stein des Anstoßes

In den letzten Jahrzehnten gab es in Lehre und Leben der NAK erstaunliche Bewegungen und Veränderungen. Modernisierungen, erste öffnende Akzente hin zur Ökumene, etwa in der Tauffrage, erweckten innerhalb und außerhalb neupostolischer Gemeinden, in den Kirchen und bei nicht wenigen Christen, die im persönlichen Kontakt mit neupostolischen Gemeindegliedern stehen und sie schätzen, Hoffnungen und Erwartungen. Jesus Christus, nicht mehr der Stammapostel, gilt als das Haupt der Kirche. Offizielle Gespräche mit den Gruppen, deren Wurzeln bei den Ausschlüssen in der Amtszeit Bischoffs liegen, wurden geführt. Man fragt sich deshalb: Warum jetzt diese Studie mit dieser Rechtfertigung des umstrittensten neupostolischen Stammapostels und seiner stammapostolischen Theokratie? Wird mit dieser historischen Studie ein aktueller innerneupostolischer Kampf um die Zukunft der NAK geführt? Diese Frage drängt sich auf!

Objektiv steht fest, dass die Studie des „Arbeitskreises Geschichte der Neupostolischen Kirche“ vom November 2007 ein Stein des Anstoßes ist auf dem Weg zur Annäherung von NAK und den anderen christlichen Kirchen, ein Ärgernis für eine innerapostolische Ökumene, sofern man überhaupt davon sprechen kann. Die Zeitschrift der Neupostolischen Kirche „Unsere Familie“ veröffentlichte in ihrer Januarausgabe 2008 Auszüge aus einem Vortrag von Apostel Walter Drave zum

Thema der Studie. Dieser Vortrag ist, ohne von der Grundlinie der Studie abzuweichen, nüchterner und lässt noch stärker die Tendenz erkennen, die Bedeutung der „Botschaft“ Bischoffs für die Abspaltungen und Ausschlüsse in den letzten Jahren seiner Amtszeit zu minimieren.

Auffällig und vielsagend ist, dass an keiner Stelle mitgeteilt wird, was denn die „Botschaft“ beinhaltet. Der Leser, der mit der Geschichte der NAK nicht vertraut ist, muss sich fragen: Was war denn das für eine Botschaft? Das Verschweigen des Inhalts der „Botschaft“ an dieser sehr publikumswirksamen Stelle zeigt das ganze Dilemma der heutigen Neupostolischen Kirche im Umgang mit der „Botschaft“ Johann Gottfried Bischoffs vom Dezember 1951 über das Wiederkommen Jesu Christi zu seinen Lebzeiten und den damit verbundenen Beginn der Endereignisse.

Stammapostel Wilhelm Leber kündigte in einem Interview am 4.12.2007 an, die Arbeitsgruppe werde „das Thema ‚Botschaft‘ separat aufarbeiten und ihre Ergebnisse zu einem späteren Zeitpunkt präsentieren“. Gleichzeitig wies er darauf hin, die „Botschaft“ sei „das Schwierigste“. „Deshalb soll dieser Komplex gründlich aufgearbeitet werden.“³¹ Das lässt hoffen! Man kann nur wünschen, dass sich die Arbeitsgruppe dabei tatsächlich von den Prinzipien leiten lässt, die ihr der Stammapostel mit auf den Weg gab: „Was ist da wirklich geschehen? Wie ist die Wahrheit? Wie es wirklich war, will man wissen.“³²

Die jetzt vorliegende Studie wird diesem Anspruch, zumindest in ihren Schlussfolgerungen, nicht gerecht. Sie zwingt auch den wohlwollenden Betrachter der NAK und ihrer Geschichte zu kritischen Reaktionen. Es muss wirklich und umfassend um die Frage gehen: „Wie ist die Wahrheit?“ Und Jesus Christus verheißt: „Die Wahrheit wird euch frei machen“ (Joh 8,32).

Anmerkungen

- ¹ Studie „Die Neupostolische Kirche von 1938 bis 1955. Entwicklungen und Probleme“, 7.
- ² Ebd., 7f.
- ³ Ebd., 8.
- ⁴ Ebd.
- ⁵ Ebd., 13.
- ⁶ Ebd., 14.
- ⁷ Ebd., 22.
- ⁸ Ebd.
- ⁹ Ebd., 24.
- ¹⁰ Ebd., 25.
- ¹¹ Ebd., 27.
- ¹² Ebd., 31.
- ¹³ MD 3/1956, 32f.
- ¹⁴ Ebd., 32.
- ¹⁵ Studie, 37.
- ¹⁶ Brief der Apostel, Bischöfe und Bezirksältesten des Apostelbezirks Düsseldorf an den Stammapostel J. G. Bischoff vom 6.1.1955, in: Ereignisse in der Neupostolischen Kirche, die zur Gründung der Apostolischen Gemeinde geführt haben, o. O., o. J., 1-6.
- ¹⁷ Studie, 38.
- ¹⁸ Ebd.
- ¹⁹ Ebd., 39f.
- ²⁰ Ebd., 39.
- ²¹ Ebd., 40.
- ²² Ebd., 53.
- ²³ Ebd.
- ²⁴ Ebd., 55.
- ²⁵ Ebd., 50.
- ²⁶ Ebd., 51.
- ²⁷ Ebd.
- ²⁸ Ebd., 54f.
- ²⁹ Vortrag von Apostel Walter Drave, in: *Unsere Familie*, 68. Jg., Nr. 1, 5.1.2008, 34.
- ³⁰ Vgl. Studie, 54.
- ³¹ Interview, in: *Unsere Familie*, 68. Jg., Nr. 1, 5.1.2008, 31.
- ³² Ebd.

Andreas Fincke, Berlin

Wiederaufbau einer Friedensstadt

Das spirituelle Zentrum der Johannischen Kirche

Südlich von Berlin, unweit der Kleinstadt Trebbin, ist das Brandenburger Land unscheinbar. Selten verschlägt es Touristen in diese Gegend. Dabei kann man bei Blankensee Ungewöhnliches entdecken. Über eine märkische Landstraße gelangt man zu einer „Friedensstadt“. Hier stehen herausgeputzte Wohnblöcke neben tristen DDR-Neubauten, sanierte Häuser aus den 1920er Jahren neben ruinegleichen Hallen, die an sowjetische Kasernen erinnern. Gegründet wurde die Siedlung 1920 als „Christliche Siedlungsgenossenschaft Waldfrieden“; schon bald bürgerte sich der Name „Friedensstadt“ ein. In der Weimarer Republik war sie die größte und modernste soziale Wohnsiedlung Deutschlands. Bis 1935 entstanden etwa 40 bis 50 Gebäude: zahlreiche Wohnhäuser, eine

Schule, ein Altersheim, ein Landwirtschaftsbetrieb, mehrere Werkstätten, ein „Heilinstitut“. 400 bis 500 Menschen dürften damals dort gewohnt haben. Finanziert wurde die Siedlung aus den Ersparnissen einfacher Menschen. Tausende spendeten, was sie an Wertvollem besaßen. Eine Zeitung schrieb damals, die Friedensstadt sei „eine Stadt, die aus Trauringen entstand“.

Gründer, Spiritus rector und alles überragende Gestalt der Friedensstadt war Joseph Weissenberg. Er wurde 1855 geboren, erlernte ursprünglich das Maurerhandwerk und soll über paranormale Fähigkeiten verfügt haben. Prophezeiungen, Trancereden und die Heilung von Kranken – von seinen Anhängern werden sogar Totenaufweckungen behauptet –

verschafften ihm große Popularität und regen Zulauf. 1903 eröffnete er als „Heilmagnetiseur“ im Berliner Arbeiterviertel Prenzlauer Berg eine Praxis, in der er Menschen mittels Handauflegen, Gesundheitstees, weißem Käse und anderen Hausmitteln behandelte. Die (meist armen) Patienten wurden zusätzlich zu solchen Verordnungen angehalten, auch das Vaterunser und den 1. Psalm zu beten. Die Behandlungen sollen recht erfolgreich gewesen sein.

Joseph Weißenberg war ein Eiferer, eine kantige und unbequeme Persönlichkeit. Er betrachtete sich als in die Welt gesandt, um den wahren Glauben der ursprünglichen Kirche wieder aufzurichten und die konfessionellen Grenzen zu überwinden. Sein entschiedener Kampf galt der liberalen Theologie seiner Zeit. Er scheute nicht davor zurück, in diversen Schreiben höchste Autoritäten anzurufen und für seine Sache zu agitieren. So forderte er zum Beispiel Wilhelm II. eindringlich auf, die preußische Landeskirche vom Pfad des Liberalismus zurückzuholen, für eine geistige Umkehr zu sorgen; andernfalls führe „Majestät ... das deutsche Volk in den Abgrund“. 1903 prophezeite er dem Kaiser sogar, dieser werde sein Land in 15 Jahren „am Bettelstab“ verlassen, wenn die Mahnungen fruchtlos bleiben sollten. Weißenbergs Anhänger sehen darin bis heute eine klare Vorhersage über das Ende der Monarchie im Jahre 1918.

Es ist kein Wunder, dass Weißenberg in eine Fülle von Schwierigkeiten geriet. Während des Ersten Weltkriegs wurde er verhaftet, durfte das Gefängnis aber schon nach wenigen Wochen wieder verlassen, allerdings mit der Auflage, sich jeglicher religiösen Tätigkeit zu enthalten. So wurde es einige Zeit still um den merkwürdigen Propheten. Aber schon 1920 hielt er es für geboten, wieder in die Zeitläufe einzugreifen. Er sah eine Inflation

kommen und rief seine Anhänger auf, ihr Geld für den Ankauf von Land in den Glauer Bergen unweit von Trebbin zu spenden, bevor es seinen Wert verlieren würde. Viele folgten seiner Aufforderung und legten damit den Grundstein für die Friedensstadt.

Weißenberg war erst 1914 in die evangelische Kirche eingetreten. Ein reichliches Jahrzehnt später spitzten sich anlässlich der Kirchenwahlen die Konflikte zwischen der von ihm geleiteten Richtung und der Amtskirche so zu, dass ein Bruch unvermeidlich wurde: 1926 trat Weißenberg wieder aus der Kirche aus. Tausende Anhänger folgten ihm, und es kam zur Gründung der „Evangelisch-Johannischen Kirche nach der Offenbarung St. Johannis“, die regen Zulauf verzeichnen konnte. Man schätzt, dass sich etwa 100 000 Anhänger um die neue Kirche sammelten. In Blankensee, unweit der heutigen Friedensstadt, errichtete man 1928/29 ein eigenes imposantes Kirchengebäude in Form einer Doppelbogenhalle. Die geräumige Kirche bietet bis zu 1000 Menschen Platz und kann besichtigt werden.

Der Machtantritt Hitlers wurde von Weißenberg und den Seinen anfangs begrüßt. Man erhoffte sich eine Erneuerung Deutschlands, geriet jedoch schnell in Konflikte mit den neuen Machthabern. 1934 entfachte Goebbels eine Pressekampagne gegen die „Sekte“, die wenig später mit dem Verbot der Gemeinschaft endete. Friedliche Zeiten gab es in der Friedensstadt also nicht lange: 1935 wurde die „Evangelisch-Johannische Kirche“ verboten, die Siedlung enteignet und der fast 80-jährige Weißenberg verhaftet. Nach mehrjähriger Haft wurde er schließlich nach Schlesien verbannt, wo er am 6. März 1941 in Obernigk starb. Da hatte die Waffen-SS längst Besitz von der Kirche ergriffen. In der ungewöhnlichen Doppelbogenhalle wurden nun Panzer repariert.

1938 übernahm die „SS“ die Friedensstadt, den Mietern wurde schriftlich gekündigt. Von 1942 bis Januar 1945 befand sich dort ein Außenkommando des KZ Sachsenhausen, 1945 besetzte die Rote Armee das Areal. Die Friedensstadt wurde zum Truppenstützpunkt der Westgruppe der sowjetischen Streitkräfte. Auf dem Gelände sollen SS-20-Atomraketen stationiert gewesen sein – ausgerichtet auf das Ruhrgebiet. Fast 50 Jahre blieb das Areal von sowjetischen Truppen besetzt. Erst 1994 konnte die Johannische Kirche ihr Eigentum wieder in Besitz nehmen. Lediglich die Kirche war schon früher geräumt worden – und der Lindenhof. Dabei handelt es sich um eine kleine Siedlung von acht Doppelhäusern aus den 1930er Jahren, die lediglich kurz nach dem Krieg militärisch besetzt war. Hier stand schon zu Weißenbergs Lebzeiten ein Denkmal für den Kirchengründer, das die Nazis jedoch 1935 zerstört hatten. 1993/94 wurde an dieser Stelle aus Granitstein ein neues, etwas zu groß geratenes Denkmal für Weißenberg errichtet. In der Mitte befindet sich eine Dornenkrone aus Bronze: Weißenberg als Erlöser der Welt. Für Weißenbergs Anhänger und die Glieder der Johannischen Kirche war der Abzug der sowjetischen Streitkräfte ein großes Ereignis. Im Frühsommer 1994 öffneten sich erstmals die Kasernentore. Für die Jungen war es ein Ausflug in eine exotische Welt, für die Alten, die die Friedensstadt noch in Erinnerung hatten, war es ein schmerzliches Wiedersehen. Es flossen viele Tränen, denn die jahrzehntelange militärische Nutzung hatte die Substanz der Friedensstadt weitgehend zerstört. Zu besichtigen war nicht nur das Einheitsgrau russischer Kasernen, sondern auch die systematische Verwahrlosung von Immobilien: Es beginnt mit den defekten Dachrinnen, dann folgen die Fallrohre, schließlich werden die Wände

feucht ... Dennoch erwuchs der Wille zum Wiederaufbau. Man pflegte keinen Groll gegen „die Russen“. Wenn die Johannische Kirche heute in ihren hauseigenen Publikationen über die sowjetischen Besatzer berichtet, geschieht das auf erstaunlich sachliche und höfliche Weise. Schaden nahm die Friedensstadt auch dadurch, dass in den 1970er Jahren fünfgeschossige Neubaublöcke für die Offiziersfamilien wahllos in das ursprüngliche bauliche Ensemble gesetzt wurden und das Gesamtbild nachhaltig beschädigten. Einige dieser Blöcke wurden inzwischen abgerissen, andere nach westlichen Standards saniert. Eine weitere Herausforderung war der riesige Appellplatz, für dessen überdimensionierte betonierete Fläche sich keinerlei Verwendung fand. So hat man schließlich kurzerhand Löcher in den Beton getrieben und Bäume gepflanzt. Jetzt stehen dort statt Soldaten Bäume in Reih und Glied.

Derzeit leben in der Friedensstadt mehr als 300 Menschen – nicht nur Anhänger der Johannischen Kirche. Weißenberg hatte seiner Friedensstadt prophezeit, einmal „der größte Luftkurort Deutschlands“ zu werden. Danach sieht es derzeit nicht aus. Der Wiederaufbau der ungewöhnlichen Siedlung dauert jedoch an und wird überwiegend aus Spenden finanziert. 1975 wurde die „Evangelisch-Johannische Kirche nach der Offenbarung St. Johannis“ in „Johannische Kirche“ umbenannt. Heute hat die Kirche etwa 3500 Mitglieder. Sie ist eine der wenigen Religionsgemeinschaften, die von einer Frau geleitet werden. Oberhaupt ist Weißenbergs Enkelin Josephine Müller.

Weißenberg gilt unter seinen Anhängern nicht nur als Kirchengründer, sondern vielmehr als Fleischwerdung des Heiligen Geistes. Sie glauben, dass Gott sich dreimal offenbart hat: in Mose als Vater, in Jesus Christus als Sohn und in Weißenberg

als Heiliger Geist. Im Glaubensbekenntnis der Johannischen Kirche heißt es: „Ich glaube an Gott den Vater, ich glaube an Gott den Sohn, ich glaube an Gott den Heiligen Geist und an Gottes Offenbarungen durch Mose, Jesus Christus und Joseph Weißenberg.“ Weißenberg wird also als der im Johannesevangelium verheißene Paraklet (vgl. z. B. Joh 14,16f; 16,12ff) gedeutet. Im Altarraum ihrer Kirchen steht deshalb nicht nur ein Kruzifix, sondern auch eine Büste Weißenbergs. Der Altar der Kirche in Blankensee wird von einem kunstvoll geschwungenen „W“ getragen. Das steht für Weißenberg, für eine verbindende Brücke zwischen Gott und den Menschen, aber auch für das „Schiff Kirche“.

Im Zentrum des Altarraums der großen Hallenkirche von Blankensee ist in großen Lettern zu lesen: „Gott ist Liebe“ (1. Joh

4,16). Weißenberg hatte seine Anhänger immer wieder dazu ermahnt, das Trennende der Konfessionen durch Liebe zu überbrücken. Diesem Anliegen fühlen sie sich bis heute verpflichtet. Der Besucher der Friedensstadt begegnet deshalb überall freundlichen, offenen und bodenständigen Menschen im besten Sinne des Wortes.

Angesichts dieses Wohlwollens fällt es schwer, sich zu vergegenwärtigen, dass Weißenberg mit seiner Kirchengründung dennoch eine weitere Spaltung in die Gemeinschaft der Christen getragen hat. Und auch die theologische Zumutung der Johannischen Kirche in ihrem Verständnis Joseph Weißenbergs als „göttlichem Meister“ besteht fort und bleibt ein unüberwindliches Hindernis, das die Johannische Kirche von den anderen christlichen Kirchen trennt.

Matthias Pöhlmann

Urchristlicher Handel im Wandel

Neue Themen des Universellen Lebens im Hochglanzformat

Das Universelle Leben (UL) zählt zweifellos zu den derzeit publizistisch aktivsten neureligiösen Gruppierungen. Allein im Internet gibt es eine kaum zu überschauende Vielzahl von Initiativen, für die „Urchristen“ verantwortlich zeichnen. Selbst für kritische Beobachter wird es zunehmend schwer, den Überblick über die weit verzweigten Aktivitäten und zumeist antikirchlichen Initiativen zu behalten, die von Tierschutz, Anti-Jagd-Kampagnen und Biokost bis hin zu Meditations- und Heilungsangeboten reichen. Das ist kein Zufall: Von jeher haben die Anhänger der neuen Offenbarungen durch die Lehrpro-

phetin *Gabriele Wittek* Wert auf eine möglichst breit angelegte und polarisierende Öffentlichkeitsarbeit gelegt. Dies ließ sich schon vor 1984 beobachten, als das UL noch *Heimholungswerk Jesu Christi* hieß. Blaue Broschüren und hektographierte Blätter wurden in dieser Zeit inflationär verteilt.

Neu ist hingegen, dass die Öffentlichkeitsarbeit nicht mehr unter einem klar erkennbaren Signet betrieben wird. So lassen sich seit den letzten Jahren an den Druckerzeugnissen nicht nur Veränderungen im Erscheinungsbild, sondern auch Modifikationen in der UL-Publizistik able-

sen. Besonders augenfällig wird dies am Beispiel der früher erschienenen Zeitungs- und Zeitschriftentitel, die nach und nach wieder eingestellt wurden, um von neuen Magazinen abgelöst zu werden. Zwischen 1985 bis 1996 erschien *Der Christusstaat*, von 1997 bis 2000 *Das weiße Pferd* und schließlich von 2000 bis 2004 *Das Friedensreich*. Seither existiert keine „offizielle“ Zeitschrift des UL mehr. Manche Artikel in älteren UL-Periodika entsprechen nicht mehr der heutigen Sichtweise des UL. Im Internet findet sich im Stichwortverzeichnis zu *Der Christusstaat* etwa der Hinweis, dass ältere Beiträge kopiert und bestellt werden können. Einschränkend heißt es jedoch: „Dies gilt allerdings nur für Texte, deren Inhalt im wesentlichen auch mit der heutigen Sichtweise [2007] übereinstimmen. Wenn dies nicht der Fall ist, erhalten Sie Bescheid“ (www.das-weiße-pferd.com/Stichwortverzeichnis1a.html, 7.2.2008).

Radikale Abgrenzungsrhetorik

Bislang dominierte die UL-Periodika eine radikale Abgrenzungsrhetorik. Sie ist weiterhin in der Flugblattpublizistik flankierender UL-Initiativen greifbar. Seit 1997 taucht hin und wieder das kostenlose (Flug-)Blatt „Der geistige Revolutionär Christus – Unkonfessionelle Zeitung junger Urchristen“ auf. Hinzu kommen weitere publizistische Aktivitäten einzelner UL-Anhänger wie etwa des ehemaligen evangelischen Pfarrers *Dieter Potzel*. Er offeriert unter dem Titel „Der Theologe“ 38 thematische Broschüren, die durchweg kirchenfeindlichen Geist atmen. So heißt es auf der entsprechenden Internetseite www.theologe.de: „Die Kirchen wiegeln den Staat auf, Glaubensgemeinschaften zu bekämpfen, die ihnen ein Dorn im Auge sind.“ Potzel ist auch Mitglied der 1999 mit zwei anderen ehemaligen und

dem UL nahestehenden Theologen gegründeten Initiative „Freie Christen für den Christus der Bergpredigt“. Hin und wieder treten die Initiatoren mit Flugblattaktionen an die Öffentlichkeit, so etwa 2006 im Vorfeld des Papstbesuches in Bayern mit der Flugschrift „Was kostet Sie der Papst?“ und mit der bundesweiten Unterschriftenaktion „Die evangelische oder lutherische Kirche soll sich nicht mehr christlich nennen“ (www.freie-christen.com).

Das UL beherrscht aber auch die Klaviatur der milden Töne, wenn es der eigenen Sache dienen soll. So zeichnet sich seit einigen Jahren bei Zeitschriften aus dem Umfeld des UL ein ganz neuer Trend ab. Die neuen Erzeugnisse heißen jetzt: *Freiheit für Tiere* (vierteljährlich, Druckauflage: 20 000), *Vegetarisch genießen* (seit 2004) sowie *Leben, Leben und nochmal Leben – Das Fenster zum Schönen*. Gegenüber früheren Jahren wird jetzt im Titel auf religiöse Konnotationen bewusst verzichtet. Die Aufmachung ist im Vergleich zu den früheren Periodika, die eher einer Zeitung gleichen, ansprechender gestaltet. Mit Spartenzeitschriften zu Tierschutz, gesunder Ernährung und Lifestyle soll besonders die säkulare Öffentlichkeit erreicht werden, um eigene Produkte besser absetzen zu können.

Ging es in den Jahrzehnten zuvor noch um „Lehrprophetin“ und „Gottesinstrument“, Klimakatastrophe, Gentechnologie, Verschwörungstheorien und Untergangsszenarien, so stehen jetzt Tierschutz, vegetarische Ernährung und Lifestyle-Accessoires in der publizistischen UL-Agenda ganz oben. Oberflächlich wird der sektiererische Hintergrund des UL kaum erkennbar. Diese publizistische Weichzeichnerie ist nach Meinung von Beobachtern internem Druck und immer neuen Vorgaben der „Prophetin“ geschuldet. Offenbar steht hinter der neuen Me-

dienstrategie auch die Erkenntnis, dass mit der bisher üblichen Aggressivität gegenüber den Kirchen oder mit Slogans wie „Gott spricht durch die Prophetin“ kaum neue Anhänger zu rekrutieren sind oder dadurch sogar Menschen abgestoßen werden könnten. Neue „positive“ Themen wie Tierschutz, Vegetarismus und Abschaffung der Jagd werden jetzt im Hochglanzformat präsentiert. Seit einigen Jahren wird über Satellit das TV-Programm des „Senders Neu-Jerusalem für das Friedensreich Jesu Christi“ ausgestrahlt. In den Sendungen werden die UL-Aktivitäten zu Tierschutz und Abschaffung der Jagd werbewirksam präsentiert. *Aus dem All in Bild, Ton und Buch* heißt die begleitende Zeitschrift zum „Radio- und Fernsehprogramm der Urchristen“.

Zurück zum Printbereich: Die neueste Ausgabe 1/2008 des vierteljährlich erscheinenden Hochglanzmagazins *Leben, Leben und nochmal Leben* zum Preis von fünf Euro befasst sich mit unverfänglichen wie auch unaufdringlichen Themen wie Möbel, Schreibtische, exquisite Lichtquellen, Pflege mit Naturkosmetik, Kräuter, Heilfasten und vegetarische Restaurants. Am Ende wird auch die jeweilige Bezugsquelle für die vorgestellten Produkte genannt. Es handelt sich dabei u. a. um den in Marktheidenfeld ansässigen Versandhandel „Glitzerstübchen“, der z. B. Bettwäsche, Kerzenhalter und kleinere Möbelstücke offeriert. Bei den Bezugsquellen handelt es sich um Adressen, die ausnahmslos zum Umfeld des UL gehören. Auch Werbeanzeigen sind in den Heften zu finden: jedoch ausschließlich für UL-Bioproducte bzw. für eigene Betriebe wie z. B. das „Einkaufsland“ in Marktheidenfeld-Altfeld. Beworben wird im Magazin auch das Büchlein „Die Perlenfischerin“ inklusive einer CD „mit Gabrielles Verinnerlichung zum Vaterunser“ und begleitender Instrumentalmusik, erschienen im hin-

länglich bekannten „Wort Verlag“ des UL. Der Verlag, in dem das Hochglanzmagazin erscheint, nennt sich „Leben, Leben und nochmal Leben-Verlag“ bzw. „Phönix Antiquitäten und Inneneinrichtungen GmbH“, die auch den „Glitzerstübchen Shop“ betreibt. Im Impressum wird als Geschäftsführer Martin Kübli genannt, der auch als Herausgeber des *Leben, Leben und nochmal Leben*-Magazins fungiert.

Dass es sich im Kern um einen UL-Verlautbarungsjournalismus handelt, verdeutlicht in der Ausgabe 1/2008 (90-97) eine achtseitige Anzeige – oder ist es ein Bericht? – der *Gabriele-Stiftung* mit dem Untertitel „Das Saamlinische Werk der Nächstenliebe an Natur und Tieren“ mit illustrierenden Fotos von glücklichen Urrindern und Rehen.

Urchristlich genießen?

Inzwischen werden auch „Best Of-Ausgaben“ der Zeitschrift *Vegetarisch genießen* im Zeitschriftenhandel zum Preis von 12,80 Euro angeboten. Das 130 Seiten umfassende großformatige Einzelheft präsentiert vegetarische Kochrezepte und erscheint – ebenso wie das Blatt *Freiheit für Tiere* – im unterfränkischen „Brennglas Verlag“ mit Sitz in Kreuzwertheim. Das Impressum nennt als Verantwortlichen den UL-Anhänger German Murer. Beim beigefügten Bestellschein sticht wieder die seit Jahren anhaltende Anti-Jagd-Kampagne des UL („Die Lusttöter“) ins Auge. Im Angebot finden sich auch etliche Broschüren mit Titeln wie „Die Priester – die Tiermörder“ oder „Die Verfolgung von Vegetariern durch die Kirche“, der Aufkleber „Wer mich isst, ist ein Kirchenchrist“ sowie die CD „Meat is Murder“ der Musikband AJ-Gang.

Als Fazit bleibt: Tierschutz, vegetarische Ernährung und Lifestyle sind Bereiche, die

der unbedarfte Leser nicht sofort mit einer umstrittenen religiösen Gruppierung in Verbindung bringt. Dem UL ist es mit der neuen publizistischen Strategie gelungen, mit neuen Themen im Hochglanzformat in den gut sortierten Zeitschriftenhandel vorzudringen. Ob damit das UL für sich einen nachhaltigen Werbeerfolg zu erzielen oder gar eine neue Einnahmequelle für eigene Produkte zu erschließen vermag, bleibt zweifelhaft. Für den unbedarften Leser ist der Hintergrund der verschiedenen Zeitschriften, die unmittelbar der Glaubens- und Vorstellungswelt der „Lehrprophetin“ Gabriele Witte entspringen, nur schwer zu erkennen. Wer genauer hinsieht, wird bemerken: Nicht zuletzt die allein auf das UL bzw. die im Unterfränkischen ansässigen „Christusbetriebe“ bezogenen Werbeanzeigen sowie die offerierten Broschüren mit antikirchlichem Unterton lassen unschwer erkennen, wes Geistes Kind die Macher der Zeitschriften sind. Trotz Hochglanzformat, netter Tierfotos und der typisch „urchristlich“-barocken Wohnideen bleibt die sektenhafte Ideologie unterschwellig stets präsent. Die Zeitschriften mögen ansprechend gestaltet und die dargebotenen vegetarischen Kochrezepte verlockend sein – ein fader Nachgeschmack aber bleibt.

INFORMATIONEN

NEUAPOSTOLISCHE KIRCHE

Mangelnde Geschichtsaufarbeitung in der Neuapostolischen Kirche. (Letzter Bericht: 2/2008, 53ff) Der Umgang mit der eigenen Geschichte ist für die Neuapostolische Kirche (NAK) seit jeher ein heikles Thema, ist sie doch von komplizierten Verwerfungen und Spaltungen geprägt. Deshalb ist es nur zu begrüßen, dass eine Historikerkommission die stark umstrittene, jüngere Epoche der Gemeinschaft zwischen 1938 und 1955 untersucht hat. Bei einem Informationsabend am 4. Dezember 2007 wurden die ersten Ergebnisse dieser Kommission vorgestellt, die jedoch innerhalb und außerhalb der NAK heftigen Wirbel auslösten. Experten beurteilen die Ausarbeitung der Arbeitsgruppe als nachträgliche Rechtfertigung von Fehlern des damaligen Stammapostels Bischoff (siehe den Bericht von Helmut Obst in dieser Ausgabe des MD, 92ff). Besonders auffällig: Auf den provokativen Inhalt der „Botschaft“ von Stammapostel Bischoff (das Wiederkommen Christi noch zu seinen Lebzeiten), die der damals 80-jährige im Weihnachtsgottesdienst 1951 in Gießen verkündigt hatte, geht die Studie der NAK-Kommission nicht weiter ein. Deshalb greift Helmut Obst in seiner Einschätzung dieses Vorgangs auf zeitgenössische kritische Quellen zurück – den *Materialdienst* der EZW! Eine interessante Randbemerkung: Die gesamte Ausgabe MD 2 des Jahres 1956 befasste sich ausschließlich mit „Spaltungen bei den Neuapostolischen“. Unter dieser Überschrift kam es im Laufe des Jahres zu weiteren zehn Hauptartikeln. Der MD des Jahres 1956 hat faktisch nur zwei Themen behandelt: „Spaltungen bei der NAK“ (116 Seiten Berichterstattung) und „Hei-

lung durch den Geist“ (158 Seiten). Nicht umsonst sagt der Volksmund, dass die Beschäftigung mit der Geschichte die Gegenwart erhellen kann ...

Der Eindruck einer fehlenden und unzureichenden Geschichtsaufarbeitung der NAK erhält aktuell Auftrieb durch Hinweise auf weitere Fälle von tendenziöser Geschichtsschreibung. Immerhin hat die „Neuapostolische Kirche International“, nachdem Plagiatsvorwürfe auf kritischen NAK-Internetseiten kursierten, bereits im April 2007 dazu Stellung bezogen. Von der Arbeitsgruppe „Geschichte der NAK“ werden dort vier eigene Publikationen als Plagiats-Fälle bezeichnet (www.nak.org/fileadmin/download/pdf/GNK_07_D_Stellungnahme_zu_Plagiatsvorw_rfen.pdf).

Diese selbstkritische Haltung lässt hoffen. Es ist allerdings ein Unterschied, ob es sich um ein Plagiat – also das Abschreiben ohne die Zitierung des geistigen Eigentums eines Fremdautors – handelt oder ob darüber hinaus Inhalte verfälscht werden. Plagiate werden von der NAK zugegeben, Geschichtsfälschung nicht. Zumindest in einem Fall wurden der NAK bereits im März letzten Jahres Belege darüber vorgelegt, dass in dem von ihr herausgegebenen Werk „Geschichte der NAK“ (Wiesbaden 1987) nicht nur weite Teile eines anderen, älteren Buches über die Entstehung der katholisch-apostolischen Gemeinden ohne Zitierung übernommen wurden (Plagiat), sondern darüber hinaus auch zum Teil der Inhalt verfälscht und an neuapostolische Lehrmeinungen angepasst wurde. Die NAK hat bisher auf diesen Vorwurf nicht reagiert – außer damit, dass nach Aussage des Bischoff-Verlags das kritisierte Standardwerk zur Geschichte der NAK seit kurzem nicht mehr erhältlich ist.

Offensichtlich sind hier schmerzhaft blinde Flecken aufzuarbeiten, auf die Kritiker der NAK schonungslos hinweisen.

Diese Vorfälle machen einmal mehr auf die Dringlichkeit einer seriösen Geschichtsaufarbeitung aufmerksam.

Michael Utsch

SONDERGEMEINSCHAFTEN / SEKTEN

Der Amateur-Monumentalfilm „Helden sterben anders“ von Ivo Sasek. (Letzter Bericht: 4/2003, 132ff) Ivo Sasek, der Gründer der radikalchristlichen Glaubensgemeinschaft „Organische Christus-Generation“ (OCG), eines seit 1984 ständig wachsenden Netzwerks unabhängiger freikirchlicher Kleingemeinden mit dem Zentrum Walzenhausen/AR in der Schweiz, hat als Amateurfilmer einen vom Verleih als „actionreich“ und als „größter Schweizer Monumentalfilm“ angepriesenen, zweieinhalb Stunden langen Spielfilm zu Wege gebracht – als Drehbuchschreiber, Regisseur, Produzent und Verleiher. Titel: „Helden sterben anders“ (2006).

Vordergründig erzählt der Film eine der bekanntesten Schweizer Legenden, die von Arnold Winkelried, der sich laut Sage 1386 in der Schlacht von Sempach gegen das Heer des habsburgischen Herzogs Leopold I. durch besonderen Mut ausgezeichnet und sich letztlich geopfert hat. Gezeigt wird, wie Winkelried als Kind die Ermordung seines Großvaters erlebt, wie er sich später einem Bündnis von Freiheitskämpfern anschließt, versehentlich einen ihm zugeneigten Abt tötet und schließlich in der Schlacht von Sempach fällt.

Es ist erstaunlich, wen Ivo Sasek für dieses Filmprojekt alles mobilisiert hat: unzählige Komparsen und Laienschauspieler einschließlich wohl seiner gesamten eigenen Familie – bis hin zu freiwilligen Darstellern aus Süddeutschland und Hohenlohe, die sich dann später als Werbeträger

darum bemüht haben, dass der Film in ihren heimischen Kinos gezeigt wird. Bei einer Vorführung haben solche Laiendarsteller das Publikum begrüßt und betont, dass mit dem Film für keine religiöse Gruppierung geworben werden soll. Vielmehr gehe es um die Aufarbeitung historischer Zusammenhänge.

Dass der Film ein Werk von Laien ist, merkt man schnell. Die Leistungen der Schauspieler sind schwach. Am Anfang und am Ende wird ein Biograph Arnold Winkelried gezeigt, der nur seltsam seine Augen verdreht, als ihn sein Herr auffordert, sich kürzer zu fassen. Die Texte sind durchweg schlecht gesprochen, ohne Melodie oder Zwischentöne. Es ist überhaupt ein Film ohne Zwischentöne, sondern nur mit plakativer Schwarz-Weiß-Malerei.

Zwar wird nicht für die Glaubengemeinschaft „Organische Christus-Generation“ geworben, aber das Denken ihres Gründers Ivo Sasek prägt den gesamten Film. Der Grundgedanke ist das völlige sich Ergeben in Gott, das sich Aufopfern: „Vergossenes Blut kann nur sühnen, wer eigenes Blut vergießt.“ Dieses „Ganzopfer“ bringt Arnold Winkelried dar, der am Schluss des Films, von zahllosen Speeren durchbohrt, auf dem Schlachtfeld stirbt. Dem „reinen“ Leben steht aber gegenüber, dass der ganze Film sich auslebt, ja austobt in der Darstellung roher Gewalt.

Die Religionsgemeinschaft widerspricht dem protestantischen Gedanken, dass der Mensch „Sünder und gerecht zugleich“ ist (simul iustus et peccator). Was dabei herauskommt, ist ein Verzicht auf Zwischentöne und ein massives Hochschrauben der Extreme. Besonders düster ist die Darstellung der Zustände in einem Kloster: Mönche und Nonnen treiben im Film miteinander Unzucht. Die ungewollt geborenen Kinder werden zu Hunderten getötet. Ihre im Klostergarten verscharren Schädel werden später von anderen Kin-

dern gefunden. Man hat im Film nicht den Eindruck, lebendige und authentische Menschen zu erleben, sondern Ausgeburten einer zwanghaft-ideologischen Phantasie. Untermalt wird das Ganze von einer martialisch hämmernden und seelenlosen Filmmusik.

Kurz und durchaus subjektiv: Der Kinobesuch bedeutete für mich zweieinhalb langatmige, meistens auch langweilige und quälende Stunden. Dem Drehbuchautor, Regisseur und Produzenten wünsche ich ein wenig von der Erkenntnis eines größeren Schweizers, Conrad Ferdinand Meyers: „Ich bin kein ausgeklügeltes Buch. Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.“ Menschen, die ihre eigene Widersprüchlichkeit sehen, akzeptieren und vielleicht sogar humorvoll ertragen, helfen unserer Welt mehr als solche unnötigen Filme.

Ulrich Wildermuth, Crailsheim

SCIENTOLOGY

Tom Cruise in offensiver Mission. (Letzter Bericht: 10/2007, 380ff) In erstaunlicher Breite wurde in den letzten Wochen in den deutschen Feuilletons erneut über Scientology diskutiert. Auch wenn die obskure Ideenwelt Hubbards hauptsächlich kritisch dargestellt wurde und die Aktivitäten von Scientologys Top-Missionar Tom Cruise Skepsis, Kopfschütteln oder gar Häme hervorriefen – eines ist sicher: Scientology steht wieder im medialen Rampenlicht. Allerdings bleibt nach wie vor offen, wie man angemessen mit ihrem Missionseifer umgehen soll und wie gefährlich die Aktivitäten dieser Organisation wirklich sind.

Besonders die von Andrew Morton verfasste inoffizielle Biographie über den bekannten US-Schauspieler Tom Cruise hat deutlich gemacht, dass seine beein-

druckende Hollywood-Karriere ohne die Scientology-Mitgliedschaft nicht möglich gewesen wäre. Ohne hier Details belegen zu können, beleuchtet die Biographie zumindest eindrücklich, dass Cruise persönlich den Lehren Hubbards höchste Bedeutung zumisst. Dadurch wurde hierzulande noch einmal die umstrittene Bambi-Verleihung an Cruise in Frage gestellt. Bemerkenswert ist, dass sich nun endlich sein Laudator, der FAZ-Mitherausgeber Frank Schirrmacher, ausdrücklich von der Scientology-Organisation distanziert hat.

Ähnlich großen Wirbel haben zwei ursprünglich interne Videos von Cruise ausgelöst, die seit Wochen im Internet einzusehen sind. Eines davon wurde vor vier Jahren bei einer Festveranstaltung der Scientology-Organisation aufgenommen. Dort hatte Cruise eine Auszeichnung für seine Aktivitäten erhalten, den sog. „Freedom Medal Award“.¹ Die enthusiastische, knapp einminütige Cruise-Rede allerdings mit Goebbels Kriegspropaganda im Berliner Sportpalast im Jahr 1943 zu vergleichen, erscheint unangemessen. Die amerikanische Religionskultur ist generell von hoher Emotionalität geprägt, und die Rahmenbedingungen und Zielgruppen einer politischen Großveranstaltung und eines internen Gruppentreffens sind völlig verschieden.

Kurz darauf wurde Cruise von der Scientology-Organisation interviewt, das Gespräch war angeblich für Schulungszwecke vorgesehen und wurde dennoch in das Internet eingestellt. Vergeblich hatte Scientology versucht, die Internet-Veröffentlichung zu unterbinden.² Die Videos oder das Transkript des Interviews³ belegen eindrücklich, mit welcher inneren Überzeugung Cruise seine Position als Medienstar nutzt, um Menschen für Scientology zu begeistern. Die Rede und das Interview offenbaren viel über die innere Glaubenswelt eines Top-Scientolo-

gen und die Gruppendynamik einer straff geführten Organisation. Die internen Dokumente bestätigen einmal mehr, dass der Hollywoodstar in spezieller Mission in Europa unterwegs ist. Mit wie vielen Hintergedanken Cruise gezielt auf das deutsche Publikum angesetzt wird, darüber gehen die Meinungen auseinander. Einige Kommentatoren stellen Cruise jedenfalls in eine Reihe mit anderen Pop-Ikonen wie Britney Spears und Paris Hilton, die sich vor laufender Kamera selbst demontierten und damit der Lächerlichkeit preisgaben. Die Auseinandersetzung mit den trickreichen Machenschaften der profitorientierten Scientology-Organisation erfordert sachbezogene Argumente und nicht den medialen Schlagabtausch.

Mit einer breit angelegten Pressekampagne versucht nun Scientology, den Imageschaden zu begrenzen. Unter der Überschrift „Deutsche Gerichte bestätigen Religiosität der Scientology“ werden wieder einmal Gerichtsurteile dahingehend interpretiert, als ob Juristen über den Religionscharakter einer Gemeinschaft zu befinden hätten. Gebetsmühlenartig wird auf Artikel 4 des Grundgesetzes hingewiesen. Selbstverständlich garantiert das Grundgesetz in diesem Artikel die Glaubens-, Religions- und Weltanschauungsfreiheit als ein einheitliches Grundrecht. Allerdings ist in Deutschland nach wie vor strittig, ob Scientology juristisch als Kirche oder Religionsgemeinschaft einzuordnen ist. Eine Gruppe wird nämlich nicht dadurch, dass sie sich selbst so bezeichnet, als Religionsgemeinschaft anerkannt. Vielmehr muss sie in ihrem äußeren Erscheinungsbild, ihrem geistigen Gehalt und ihrem dauerhaften Handeln religiös oder weltanschaulich geprägt sein. Die Bundesregierung hat jedenfalls 2007 bekräftigt, dass sie Scientology nicht als Religions- oder Weltanschauungsgemeinschaft ansieht.⁴ Darüber hinaus geht es

bei den meisten Gerichtsentscheiden zu Scientology gar nicht um den verfassungsrechtlichen Status und den Artikel 4 des Grundgesetzes. Viel häufiger betreffen die Entscheidungen zu Rechtstreitigkeiten die Bereiche Arbeitsrecht, Beamtenrecht oder Straßenrecht. Wie so oft will die aktuelle Werbekampagne der Scientology-Organisation von ihrem eigentlichen Konfliktpotential – ihrem Absolutheitsanspruch, ihrem Elitedenken und dem totalitären System – ablenken.

Anmerkungen

- 1 <http://gawker.com/345563/tom-cruise-uncut-the-freedom-medal-award-ceremony>.
- 2 <http://gawker.com/5002269/the-cruise-indoctrination-video-scientology-tried-to-suppress>.
- 3 http://timesonline.co.uk/tol/news/world/us_and_americas/article3199668.ece.
- 4 Siehe http://www.bundestag.de/bic/analysen/2007/Rechtliche_Fragen_zu_Religions-_und_Weltanschauungsgemeinschaften.pdf.

Michael Utsch

PFINGSTBEWEGUNG

Apostel Charles Ndifon und die Nacht der Wunder in Zürich (17. Juni 2007).

(Letzter Bericht: 12/2007, 466ff) Der nigerianische Apostel Charles Ndifon kennt nicht nur einen großen Gott, der entsprechend große Wunder tut. Er ist auch fraglos überzeugt, dass der Himmel mit seinen Wundern jedes Mal zur Stelle ist, wenn Ndifon diesen Himmel beschwört. Im persönlichen Gespräch vor seinem Auftritt in der „Nacht der Wunder“ in der alten Börse in Zürich (17. Juni 2007) zeigt er sich als Gottesmann mit einzigartigem Selbstbewusstsein oder Gottvertrauen: Noch nie hat sich eines der unzähligen Wunder, die er in seinem Dienste schon erleben durfte, nachträglich als Flop, als flüchtiges Gefühl momentaner Erleichterung ohne dauerhafte Veränderung, erwiesen. Auch das Gerücht, dass die

Spitäler sich leeren nach einem Besuch von Ndifon, dass er fünf Tote auf einmal in Mexiko ins Leben zurückgeholt hat, dass ein wahrer Christ überhaupt keine Krankheit kennt, sondern – offenbar bei guter Gesundheit – im hohen Alter stirbt, all diese überzogenen und realitätsfernen Ndifon-Thesen bestätigt Ndifon, übers ganze Gesicht lachend, wie wenn das Unmögliche ihm so nahe stünde wie sein blendend weißes Gewand. Mein Einwand, dass Christen oft gehalten seien, ihr eigenes Kreuz auf sich zu nehmen und darin ein klein wenig ihrem Meister ähnlich zu werden, bestreitet Ndifon vehement. Dieses persönliche Kreuz kann keine Krankheit sein. Auch der Apostel Paulus sei nicht krank gewesen. Der Stachel im Fleisch, von dem er spricht, war – laut Ndifon – durchaus kein körperliches Leiden. Hugo Stamm, der mit mir beim Apostel vorspricht und dem ich diese persönliche Begegnung verdanke, fragt sich, ob diese Wunder sich wissenschaftlich irgendwie belegen ließen. Die Antwort folgt – wieder mit strahlendem Lachen – auf dem Fuß. Selbstverständlich hätten noch und noch Ärzte diese Heilungen geprüft. Im Übrigen sei er selbst seit seiner Ausbildung zu seinem ersten Beruf als Ingenieur auch bestens mit wissenschaftlichem Denken vertraut. Zum Beleg lässt er uns CDs mit Berichten von seinen Wunderheilungen übergeben. Zurückgekehrt in den Saal zu der singenden und seit einer guten Stunde auf den Apostel wartenden Menge – auffallend viele Menschen mit schwarzafrikanischen Wurzeln sind im Saal präsent – wird uns bald bewusst, wie schmerzlich hier das Selbstverständnis des Apostels auf die Realität der Krankheiten und Behinderungen stößt. Denn entweder löst Ndifon eine wahre Wunderwelle aus. Oder dieser Abend wird für viele mit herber Enttäuschung enden. Ndifon steht unter Erfolgs-

druck. Aber er lässt sich nichts anmerken. Zuerst singt er ein Glaubenslied ins Mikrophon. (Er ist ein guter Sänger.) Dann schürt er die bereits vorhandenen Wundererwartungen des Publikums noch zusätzlich, indem er alle zusammen unisono ihre feste Wundererwartung dem Himmel entgegenschleudern lässt. Der Himmel hat nun anscheinend keine andere Wahl mehr. Er muss wundertätig auch deshalb eingreifen, weil diese Wunder – wie mehrfach betont wird – die Beweise dafür sind, dass Jesus immer noch lebt. Dann spricht Ndifon im Stil eines christlichen Hellsehers von einem Menschen mit einer speziellen Hörbehinderung, den er vorne links im Saal vom Geist geführt erschaut. Er bittet den Angesprochenen, nach vorne zu kommen. Es kommen – aus dem ganzen Saal – ein halbes Dutzend Menschen mit Hörbehinderung nach vorn. Nun wendet sich Ndifon zwei Freunden zu, beide fast oder ganz gehörlos, und sich gegenseitig mit Gebärdensprache unterhaltend. Sie zu heilen sei völlig leicht. Er treibt den Geist der Taubheit mit dem beißenden Ruf „Out“ aus den tauben Ohren und beschwört die Hörnerven zu regenerieren. Der ganze Saal streckt seine Hände zu den tauben Freunden aus. Nach erfolgtem Heilungszeremoniell kommt der immer wieder erneute Hörtest. Offensichtlich „hören“ die beiden Freunde das Klatschen des Apostels hinter ihnen nur, solange sie eine kleine Luftbewegung verspüren. Der Apostel lässt aber nicht locker. Das kann und darf doch nicht sein, dass ausgerechnet schon die ersten beiden Wunder nicht eintreten. Immer wieder bemüht er sich um einen kleinen Erfolg. Er lässt die beiden erst zur Seite treten, als es ihm nach einem kurzen, halbwegs überzeugenden erneuten Hörtest gelingt, den Saal zu einem zögerlichen Applaus zu animieren. Die beiden „Geheilten“ verlassen das Podium. Unten im

Saal fragen wir sie nach ihrem Ergehen. Sie geben enttäuscht zu verstehen, dass sich nichts, gar nichts, an ihrer Hörbehinderung verändert hat.

Analoges erleben Menschen mit Gehbehinderung. Scheinbar geheilt klimmen sie die Stufen zum Podium hinauf und werden dort aufgefordert zu zeigen, wie frei sie ihre Beine nun gebrauchen können. Eine Frau, soeben „geheilt“, will ihre Heilung besonders eindrücklich demonstrieren und will ohne Krücken und Begleiter die Treppenstufen zur Bühne herunterschreiten. Sie stürzt beinahe über ihre unbeholfenen Beine.

Noch manche analogen „Wunderheilungen“ muss nun der Zuschauer mit ansehen. Kein Wunder, dass sich der Saal schon ein wenig lichtet. Vielleicht haben sich in dieser Nacht der Wunder auch Wunderheilungen ereignet, die diesen Namen verdienen. Ausgeschlossen ist dies nicht. Der Heilige Geist ist eine das Leben verändernde Kraft. Und die Selbstheilungskräfte, im mächtig sich nach Heilung sehnenenden Kollektiv wirksam ausgelöst, dürfen auch nicht unterschätzt werden. Überdies ist Ndifon ein an sich sympathischer Redner und Sänger. Als das jüngste von 14 Kindern hat er sich irgendwie einen Teil seiner Kindlichkeit erhalten. Er wirkt sehr menschlich, spontan und afrikanisch-herzlich. Schade nur, dass sein Geist ständig aus dem Raum der Realitäten ins fromme Märchen drängt und auch im Gespräch über misslungene Heilungen nicht mehr in die Realitäten zurückfindet. Zu seiner Entlastung mag man beibringen, dass jeder, der von Wunderveranstaltung zu Wunderveranstaltung reist, das gleiche Risiko auf sich nimmt. Wunder, die wirklichen und die vermeintlichen, führen uns an die Grenze der Alltagswelt. Kein Wunder, dass Menschen, die ständig an dieser Grenze leben, am Ende nicht mehr wirklich in die Alltagswelt zurückfinden. Am

Ende muss die Welt so sein, wie der Wunderheiler sie sich denkt. Der fromme Wahn löst sich meilenweit von der harten Wirklichkeit. In der Nacht der Wunder in Zürich jedenfalls haben die Vorstellungen des Apostels und die Realität der Krankheit nicht mehr zusammengefunden. (www.christlove.org; www.christlove.tv)

Georg Schmid, Rüti/Kanton Zürich

Der Beitrag ist erschienen im Informationsblatt der Evangelischen Informationsstelle: Kirchen – Sekten – Religionen, Rüti/Schweiz, 44. Jahrgang, November 2007, 2f.

MORMONEN

Erstmals ein Deutscher im Führungsgremium. (Letzter Bericht: 11/2007, 428f) Im Alter von 97 Jahren verstarb am 27. Januar 2008 Gordon B. Hinckley, der bisherige Präsident der „Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage“ (Mormonen). In der 177-jährigen Geschichte der Kirche war er der 15. Präsident – und zugleich der bisher langlebigste. Drei der bisherigen Präsidenten starben in ihren Siebzigern, fünf in ihren Achtzigern, alle anderen mit weit über neunzig Jahren. Eine Ausnahme bildet allein der erste Präsident, der Kirchengründer Joseph Smith (1805-1844), der gewaltsam schon 38-jährig starb.

In Hinckleys zwölfjähriger Amtszeit – darauf weist die Presse-Erklärung der Kirche nicht ohne Stolz hin – wuchs die Anzahl der Mitglieder weltweit von 9,3 auf über 13 Millionen. Dieser deutliche Zuwachs resultiert – außer aus den hohen, mittlerweile allerdings auch rückläufigen Geburtenraten der Mitglieder – besonders aus den umfangreichen Missionierungsbemühungen in der Zweiten und hauptsächlich in der Dritten Welt. Die Expansion hat auch die ehemalige Sowjetunion erreicht: Im Sommer letzten Jahres wurde in Kiew mit dem Bau eines Tempels begon-

nen (vgl. MD 11/2007, 428). In Deutschland zeigen die Missionierungsbemühungen jedoch wenig Früchte – die Mitgliederzahlen konnten in den letzten Jahren nur geringfügig gesteigert werden, obwohl Deutschland wegen der zeitweiligen Teilung in Ost und West zu den wenigen Ländern in der Welt zählt, die mehr als einen Tempel haben. 1985 wurde der erste deutsche Tempel in Freiburg/Sachsen geweiht, 1987 folgte der Tempel in Friedrichsdorf/Hessen. Insgesamt gibt es in Deutschland etwa 180 Gemeinden.

Zum neuen Präsidenten wurde der 80-jährige Thomas S. Monson berufen, der als Kenner und Freund Deutschlands gilt. Davon zeugen seine auch in deutscher Übersetzung veröffentlichten Tagebucheintragen von zahlreichen Besuchen Ostdeutschlands zwischen 1968 und 1995 (Belohnter Glaube, Bad Reichenhall 1997).

Als Ratgeber benannte das neue geistliche Oberhaupt der Mormonen neben einem Amerikaner den 67-jährigen Deutschen Dieter Uchtdorf, der schon vor drei Jahren in den Leitungskreis der „Zwölf Apostel“ berufen wurde. Der Präsident bildet mit seinen beiden Ratgebern das höchste Führungsgremium der Kirche. Seit der Gründung der Kirche im Jahr 1830 ist Uchtdorf erst der elfte, der nicht aus den Vereinigten Staaten stammt und der erste Deutsche überhaupt in diesem Amt.

Michael Utsch

TRANSZENDENTALE MEDITATION

TM-Gründer Maharishi Mahesh Yogi gestorben. (Letzter Bericht: 6/2006, 234) „Bekämpfe nicht die Finsternis. Bring das Licht, und die Finsternis wird verschwinden“ ist die Botschaft – zweimal zwanzig Minuten täglich Meditation der Weg, der zur harmonischen Selbst- und Weltent-

wicklung führen soll. Erst vor wenigen Wochen hatte der weltbekannte Guru und Begründer der Transzendentalen Meditation (TM) seinen Rückzug aus der Leitungsverantwortung der Bewegung bekannt gegeben. Am Abend des 5. Februar 2008 ist er im Alter von rund 90 Jahren im niederländischen Vlodrop verstorben, wie ein Sprecher erklärte. Der Maharishi („Großer Seher“), mit bürgerlichem Namen als Mahesh Prasad Varma vermutlich 1918 in Jabalpur in Nordindien geboren, hatte sich mit seiner Organisation schon 1990 in einem ehemaligen franziskanischen Kloster nahe der deutschen Grenze niedergelassen, wo sich heute der Hauptsitz der TM-Bewegung befindet.

Die Erfolgsgeschichte der „Geistigen Erneuerungsbewegung“, wie sie zunächst hieß, nahm 1959 in den USA und ab 1960 in Deutschland ihren Anfang. Zur großen Popularität der Meditationsmethode trugen seit der ebenso kurzen wie publikumswirksamen Affäre der Beatles mit der Philosophie des Yoga-Meisters im indischen Rishikesh (1968) immer wieder Prominente aus den unterschiedlichsten Branchen bei, darunter Mike Love von den Beach Boys, der Schauspieler Clint Eastwood, der Meister der alternativen Medizin Deepak Chopra oder der schottische Sänger Donovan. Die Hippie-Generation lag dem Maharishi zu Füßen, und Hollywood-Regisseur David Lynch erklärte unlängst in einem Interview, TM habe ihm in allen Lebensbereichen geholfen. Der Maharishi habe das Fundament für weltweiten Frieden gelegt.

Weltweit sollen rund fünf Millionen Menschen der Entspannungslehre anhängen, die sich als religiös unabhängige und wissenschaftlich nachprüfbare Meditations-technik darstellt, ihren hinduistischen Hintergrund jedoch in den Veröffentlichungen deutlich dokumentiert. Durch die Rückkehr zum „kosmischen Bewusst-

sein“ soll der Mensch befähigt werden, Absolutes und Relatives zusammenzudenken und zur Transformation der Menschheit zum Göttlichen hin beizutragen. Schon ein Prozent TM-Praktizierender soll genügen, um die Lebensqualität einer Stadt deutlich zu verbessern und der idealen Gesellschaft näher zu bringen. Dies wurde als „Maharishi-Effekt“ bezeichnet, der durch das ebenfalls bekannt gewordene „yogische Fliegen“ (Sidhi-Fliegen, eine Art Levitation) verstärkt werden soll. Gelehrt wird dies in siebenstufigen Kursen unter Anleitung von ausgewiesenen TM-Lehrern. Seit Ende der achtziger Jahre wird von der Organisation das alternativmedizinische Maharishi-Ayurveda betont. Es wurden „Städte der Unsterblichkeit“ und jüngst Friedenspaläste propagiert, die der individuellen und gesamtgesellschaftlichen Gesundheit dienen sollen.

Nach dem Tod des Meisters steht nach Angaben eines TM-Sprechers jetzt Maharaja Nader Raam an der Spitze der Bewegung.

Friedmann Eißler

GESELLSCHAFT

Ferkel auf Abwegen. Ein religionskritisches Kinderbuch soll indiziert werden.

Ende vergangenen Jahres ist im Alibri-Verlag ein Kinderbuch erschienen, von dem im Klappentext gesagt wird, es sei „geeignet für alle, die sich nichts vormachen lassen“. Unter dem Titel „Wo bitte geht’s zu Gott? fragte das kleine Ferkel“ wird von einem munteren Schweinchen und einem aufgeweckten Igel berichtet. Beide sind auf die Suche nach Gott. Angeregt wurden sie von einem Plakat, auf dem stand: Wer Gott nicht kennt, dem fehlt etwas. Klar, dass die beiden hier Genaueres wissen wollten. Und so gehen sie auf Suche. In Synagoge, Kirche und Moschee machen sie jedoch keine guten Erfahrungen.

In der Synagoge empfängt sie ein böser Rabbi. Zähnefletschend erzählt er Ferkel und Igel von der Sintflut. Beide sind bestürzt. In der Kirche entdecken sie Plätzchen, die wohl aus Menschenfleisch hergestellt wurden – gemeint sind Hostien. Das Schweinchen folgert, man sei wohl bei Menschenfressern gelandet, die „den Sohn vom Herrn Gott verspeisen“. In der Moschee hören sie von einem Gott mit Sauberkeitsfimmel: Fünfmal täglich waschen und beten erscheint dem Ferkel übertrieben. Schließlich endet das Ganze damit, dass die drei Geistlichen untereinander in Streit geraten. Hier werden dem Vertreter des Islam die Worte untergeschoben: „Unsere Hölle ist viel heißer als eure!“ Gemeint ist, sie sei heißer als die katholische Hölle. Im Tumult können Ferkel und Igel entschwinden. Natürlich stellen sie ihre Suche nach Gott ein, um in Zukunft ein Leben ohne Gott zu führen. So sitzen sie am Ende der Geschichte auf einer Parkbank und haben, wen wundert's, „einen Heidenspaß“. Daher lautet die atheistische Moral: Wer Gott nicht kennt, der braucht ihn nicht.

Dieses – laut Verlagswerbung – „erste atheistische Kinderbuch“ kommt derb daher. Die drei großen Religionen werden lächerlich gemacht. Was dem Text an Schärfe fehlt, das bieten die drastischen Bilder. Besonders der (orthodoxe) Jude ist eine böse, geradezu gespenstische Gestalt. Das alles ist nicht lustig und folgt billigen, antireligiösen Ressentiments. Der Verfasser dieses eigenwilligen Kinderbuchs, Michael Schmidt-Salomon, provoziert gern. Er hat schon wiederholt mit derber Religionskritik auf sich aufmerksam gemacht. Als Vorstandssprecher der Giordano Bruno Stiftung (vgl. MD 1/2006, 3; 10/2006, 379ff) vertritt er eine Reihe namhafter Wissenschaftler, die sich einer atheistischen Position verpflichtet fühlen. Größeres Medienecho erreichte Schmidt-

Salomon als (Mit-)Begründer des „Zentralrats der Ex-Muslime“ (vgl. MD 8/2007, 297ff) sowie in jüngster Zeit als häufig gefragter Gast in Talkshows. Hier erweist er sich meist als spitzzüngiger Kirchen- und Religionskritiker.

Ende vergangenen Jahres wurde das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend auf das seltsame Kinderbuch aufmerksam. Es lässt jetzt prüfen, ob es in die Liste jugendgefährdender Schriften aufgenommen werden sollte. In den Augen des Ministeriums macht das Buch die drei Religionen verächtlich; wegen der rüden Darstellung des Judentums hält man das Buch gar für antisemitisch.

Anfang März dürfte die Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien in dieser Frage entscheiden. Nachdem die Haltung des Bundesfamilienministeriums bekannt wurde, interessieren sich auch die Medien für das Kinderbuch. In der FAZ hieß es: „Nein, dieses Buch ist nicht spezifisch oder ausschließlich antisemitisch – es ist niedrig.“ Der Artikel endet mit einer Bemerkung über die Giordano Bruno Stiftung: „Der Tom Cruise dieser Sekte ist der bedeutende Hirnforscher Wolf Singer – leider.“ (FAZ vom 4.2.2008) Der Alibri-Verlag und der Verfasser des Buchs reagierten auf diesen FAZ-Artikel erstaunlich humorlos. Sie drohten der Zeitung „wegen Diffamierung“ rechtliche Schritte an. Man reibt sich verwundert die Augen und fragt sich, wer hier eigentlich wen diffamiert. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Verwendung des Sektenbegriffs. In der Giordano Bruno Stiftung ist man über die Bezeichnung als Sekte besonders verärgert. Dabei zeigt der Sprachgebrauch des FAZ-Autors, dass hochideologisierte Gruppen, die sich kaum in andere Weltansichten einfühlen können, als Sekte wahrgenommen werden. Das mag die so Bezeichneten ärgern – es ist jedoch berechtigt.

Im Internet wird inzwischen ebenfalls engagiert diskutiert. Unter www.ferkelbuch.de hat der Alibri-Verlag recht schnell eine Informationsseite eingerichtet. Überhaupt hat man den Eindruck, dass Verlag und Schmidt-Salomon über die Aufregung nicht unglücklich sind. „Bad news are good news.“ Schließlich ist es gelungen, ein Thema in der FAZ zu platzieren.

Wie nicht anders zu erwarten, führen solche Konflikte zu Solidarisierungen in der Szene der Freidenker. Inzwischen haben zahlreiche säkulare Verbände ihre Solidarität mit dem Buch erklärt. Sie sehen in dem Indizierungsantrag eine Form der Zensur. Interessant ist, dass der „Humanistische Verband Deutschlands“ (HVD) sich daran (bisher?) nicht beteiligt. In einem Interview erklärt der Bundesvorsitzende, Horst Groschopp, er sehe die Debatte mit gemischten Gefühlen. Ihm gehe „die Penetranz auf die Nerven, mit der anderen Gott ausgetrieben werden soll“. Weiter erklärt er, dass das Buch im vom HVD verantworteten Lebenskundeunterricht nicht eingesetzt wird. Es ist zu hoffen, dass der HVD bei dieser besonnenen Haltung bleibt. Denn eines ist klar: Das Buch ist kein Kinderbuch, sondern eine kindlich verpackte Propagandaschrift für Erwachsene. Hier wird agitiert wie im FDJ-Unterricht. Kinderbücher mit erhobnem Zeigefinger werden von Kindern ohnehin nicht gern gelesen. Eines ist klar: Die Kinder der Welt lieben Astrid Lindgren, Harry Potter und Asterix: weil sie authentisch vom Leben berichten und uns nicht vordergründig belehren, weil sie uns nicht vorschreiben, was wir denken, tun und glauben bzw. nicht glauben sollen. Kinder sind nämlich viel klüger, als manche Kinderbuchautoren glauben. Indem das Ferkelbuch so schrecklich moralisiert und billige Vorurteile präsentiert, ist es jedoch tatsächlich – jugendgefährdend. Aber es ist nicht gefährlicher als all der

Unsinn, der täglich vom Fernseher auf unsere Kinder einströmt.

Andreas Fincke, Berlin

IN EIGENER SACHE

Friedmann Eißler neuer EZW-Referent.

Nach einer 16-monatigen Vakanzzeit ist das Religionsreferat der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen (EZW) seit dem 1. Februar 2008 wieder besetzt. Der Rat der EKD hat für diese Aufgabe den Theologen und Religionswissenschaftler Dr. Friedmann Eißler berufen. Die Themen seines Arbeitsbereichs lauten: außerchristliche Religionen (Schwerpunkt Islam), neue religiöse Bewegungen außerchristlichen Ursprungs, östliche Spiritualität im Westen und interreligiöser Dialog. Eißler wurde 1964 in Tübingen geboren, ging in Bad Urach zur Schule und studierte Sprachwissenschaft, Islamkunde und Theologie in Tübingen und Jerusalem. Nach dem Studium war er Vikar der Evangelischen Landeskirche in Württemberg und wurde nach Ablegung des Zweiten Theologischen Examens im Jahr 2001 ordiniert. Seit 2002 war er als Wissenschaftlicher Assistent am Institutum Judaicum tätig. Eißler beherrscht unter anderem Arabisch und Neuhebräisch. Schwerpunkte seiner bisherigen wissenschaftlichen Forschungen waren Fragen des Religionspluralismus und des christlich-jüdischen und christlich-islamischen Dialoges. Für seine Promotion über den „Psalmekommentar des Karäers Jefet ben Eli am Beispiel der Königspsalmen“ erhielt er den Dr. Leopold-Lucas-Nachwuchswissenschaftlerpreis der Universität Tübingen. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der EZW freuen sich über den neuen Kollegen und wünschen ihm für seine Aufgabe Gottes Segen und alles Gute.

Reinhard Hempelmann

Studientag: Gut beraten bei Astro TV & Co? Esoterik-Fernsehen in der Kritik.

Seit 2004 ist der Spartensender Astro TV auf Sendung (vgl. MD 4/2006, 146f). Esoterische Beratungsformate haben im Fernsehen deutlich zugenommen. Sie sind nicht nur ein Angebot für die Schlaflosen: die Horoskop-, Tarotkarten- oder anderen Anruf-Sendungen, die oft zur Nacht über die Bildschirme flimmern und den Anspruch haben zu beraten. Diese Sendungen stehen seit einiger Zeit in der Kritik, denn es gibt offenbar nicht wenige, die als Konsumenten von Esoterik-Fernsehen Schaden nehmen – finanziell, aber auch seelisch. Auf einer Tagung der Evangelischen Medienakademie in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen (EZW) kommen Experten, Betreiber und Medienverantwortliche zu Wort, darunter *Sylvius Bardt*, Gründer und Vorstandsvorsitzender der Questico AG, sowie *Prof. Dr. Norbert Schneider*, der Direktor der Landesanstalt für Medien Nordrhein-Westfalen, und die Berliner Fernsehkritikerin *Klaudia Wick*. Wo liegen die Grenzen für Astro-TV & Co? Termin: 19.4.2008, 11 bis 17 Uhr, Jebensstraße 3, 10623 Berlin; Kostenbeitrag: 50,00 Euro. Information und Anmeldung: Birgit Albrecht, Evangelische Medienakademie, Berlin, Tel. 030-31001-1235. Das vollständige Programm des Studientages finden Sie unter www.ekd.de/ezw/veranstaltungen.php.

Matthias Pöhlmann

BÜCHER

Detlef Wendler, Was du suchst, das hast du schon. Eine Anleitung zu heilsamer Spiritualität, Kreuz-Verlag, Stuttgart 2007, 189 Seiten, 14,95 Euro.

Spiritualität – das Wort ist populär, fast inflationär geworden. Es scheint einen neuen Zugang zu religiösen Impulsen anzudeuten – frei, pluralistisch und individuell statt gehorsam, einheitlich und dogmatisch. Jenseits solcher unausgesprochener Wertungen meint Spiritualität zunächst einmal nicht mehr und nicht weniger als die Innenseite der Religion. Man kann sie abgrenzen von der dogmatischen Seite, der Glaubenslehre, ebenso von den ethischen Geboten und Verboten. Spiritualität bezeichnet die Art und Weise der persönlichen Erfahrung Gottes oder des Göttlichen; die Alten hätten vielleicht vom „Zwiesgespräch der Seele mit Gott“ gesprochen, als dessen – auch wortlose – Sprache man die Spiritualität begreifen kann.

Aber genug der Definitionen. „Dieses Buch will Sie nicht in eine intellektuelle Diskussion verwickeln, sondern Ihnen einen Zugang zu Spiritualität und Religion über die Erfahrung eröffnen.“ So beschreibt der Autor, evangelischer Pfarrer und Psychiatrie-Seelsorger in Krefeld, das Anliegen seines Buches. Konsequenterweise nennt er deshalb einzelne Schritte auf dem „inneren Weg“, erläutert und begründet sie kurz und illustriert sie mit einer kleinen Geschichte oder Legende. Behutsam in der Sache und locker in der Sprache entwickelt Wendler eine Abfolge von 40 kleinen Übungsschritten (er spricht von „Modulen“), die ohne große theologische Vorgaben dennoch so etwas wie geistliche Erfahrung erschließen. Er beginnt mit Übungen der absichtslosen

Wahrnehmung, der Aufmerksamkeit auf Körper und Atem. Über persönliche Rituale des Loslassens von Wünschen, sich selbst oder die eigene Umgebung zu kontrollieren, sucht er hinzuführen in eine vertrauensvolle Haltung zum Leben und – einige Schritte weiter – zu einer höheren Macht, die trägt und nicht drückt oder unterdrückt.

Gerade dieser Schritt ist typisch für Wendlers Vorgehen. So empfiehlt er, sich selbst Vorstellungen und Bilder von Gott zu suchen, die guttun, z. B. Wärme, Licht, Geborgenheit. Dem Vorwurf der Willkür und Beliebigkeit begegnet er gelassen mit biblischen Argumenten: „Alle die oben genannten Vorstellungen von Gott sind nicht beliebig, sondern lehnen sich an biblische Sprachbilder an. Sie bringen auch nicht die höhere Macht in menschliche Verfügungsgewalt. Es kann gut sein, dass die höhere Macht oder Gott sich zeigen kann, wie sie es will.“ Eines freilich betont Wendler sehr deutlich: Die Liebe dieses Gottes, von dem die Bilder handeln, ist voraussetzungslos; sie verlangt weder vorausgehende Leistung noch erkennbaren Erfolg bei dem Versuch eines richtigen Lebens. „Die christliche Theologie ist ein einziger Protest dagegen, das Leben einfach, geradlinig und beengend zu sehen, auch wenn es manchmal so vereinfachend verkündet und verstanden wird. Das Christentum ist vielmehr eine einzige Einladung, das Leben zu wagen, auch wenn man daran scheitern und sogar schuldig werden kann.“ An diesen wie an einigen anderen Stellen blitzt die Erfahrung des Umgangs mit psychisch Kranken ebenso auf wie die gut reformatorische Grundierung dieses sehr offenen spirituellen Weges. Er ist offen für eine christliche Konturierung, aber er erzwingt sie nicht. Vielmehr bilden die 40 Module einen methodisch überzeugenden Zugang zu einer freundlichen, eben heilsamen Wahrneh-

mung seiner selbst, der Welt und letztlich einer höheren Macht, die das Selbst und die Welt trägt. Dabei relativiert der Autor auch seine eigenen Ideen, wenn er schreibt: „Das Heilsame in Ihnen selbst soll entdeckt und geweckt werden. Was Ihnen an Gedanken und Übungen in diesem Buch nicht gut tut, lassen Sie getrost weg.“ Gerade der völlige Verzicht auf ein elitäres Guru-Gehabe macht neben der methodischen Sorgfalt und der sprachlichen Lockerheit dieses Buch so sympathisch. Es ist eine Einladung an alle, mindestens den Vorhof des Heiligen getrost zu betreten. Wie nah man dem Allerheiligsten dabei kommt, wird sich zeigen.

Lutz Lemhöfer, Frankfurt a. M.

Jörg Ernesti, *Ökumene im Dritten Reich*, Bonifatius-Verlag, Paderborn 2007, 411 Seiten, 49,90 Euro.

Kaum ein Zeitraum des 20. Jahrhunderts ist politisch-historisch so weit ausgeleuchtet wie die Zeit der nationalsozialistischen Diktatur in Deutschland. Dahinter verblassen manche spannenden Entwicklungen der Kirchen- und Theologiegeschichte, die näherer Betrachtung durchaus würdig wären. Ein solches Projekt ist die vorliegende Geschichte der „Ökumene im Dritten Reich“ des katholischen Theologen und Kirchenhistorikers Jörg Ernesti.

Ökumene meint hier nicht die im Entstehen begriffene Ökumenische Bewegung mit Zentrum in Genf, sondern das spannungsvolle Zu- und Miteinander von Katholiken und Protestanten in Deutschland unter den Bedingungen der braunen Diktatur. In verschiedener Hinsicht ist dieses Buch spannend zu lesen.

1. Abseits der organisierten „Ökumenischen Bewegung“, an deren Treffen auch nur teilzunehmen Katholiken durch römi-

sches Veto verboten war, entwickelte sich in Deutschland ein stark akademisch geprägter Kontakt zwischen profilierten Theologen katholischer wie evangelischer Konfession, um Gemeinsames und Trennendes abseits konfessioneller Polemik herauszuarbeiten. Ziel war zunächst ein gründliches Kennenlernen der jeweils anderen Seite. Auf katholischer Seite sind hier Romano Guardini und Erich Przywara SJ zu nennen oder der langjährige Kölner Stadtpfarrer Robert Grosche und der Bonner Fundamentaltheologe Arnold Rademacher, auf evangelischer Seite so unterschiedlich konfessionell geprägte Persönlichkeiten wie der Reformierte Karl Barth und der Lutheraner und Michaelsbruder Wilhelm Stählin oder der hochkirchlich engagierte Religionswissenschaftler Friedrich Heiler; gemeinsam ist diesen überaus unterschiedlich geprägten protestantischen Theologen allenfalls die Ferne zur früher dominierenden liberalen Theologie. Misstrauisch beäugt wurden diese Kontakte nicht nur von manchen katholischen Autoritäten, die eine Aufweichung der Glaubenslehre befürchteten, sondern auch von Partei und Staat. Die Behörden witterten Bemühungen um eine gemeinsame Abwehrfront gegen den NS-Staat und ließen ökumenische Treffen gründlich durch Spitzel überwachen. Ausführliche Berichte aus diesen staatlichen Quellen werden im Buch erstmals dokumentiert.

2. Zusätzlich zu den sehr fachtheologisch geprägten Treffen bildeten sich – angeregt vor allem durch den charismatischen katholischen Geistlichen und Pazifisten Max Josef Metzger – die auch gebildeten Laien offen stehenden „Una Sancta“-Kreise. Noch deutlicher als bei den Fachtheologen war deren Ziel die Verständigung, das Fernziel sicher auch eine einige Christenheit. Auch hier hatte die Gestapo Denunzianten eingeschleust; eine Denunziation

führte 1943 zur Verhaftung und 1944 zum Todesurteil für Metzger.

3. Etwas kurz behandelt wird die politische, seltener explizit theologische Zusammenarbeit über Konfessionsgrenzen hinweg im deutschen Widerstand. Das gilt insbesondere für den „Kreisauer Kreis“ um Helmuth Graf Moltke, der für seine Zukunftsentwürfe eines neuen, nach-nazistischen Deutschlands bewusst auf das christliche Menschen- und Gesellschaftsbild zurückgriff. So konnte im Kreisauer Kreis die katholische Soziallehre eine Brücke bilden nicht nur zwischen Katholiken und Protestanten, sondern auch zur sozialdemokratischen Arbeiterbewegung; eine im damaligen Deutschland beispiellose Überschreitung von Milieugrenzen. Ernesti behandelt diesen Teil der Ökumene eher kurz¹ und betont sehr deutlich, dass es hier um eine von Respekt getragene praktische Zusammenarbeit, nicht um eine theologische Vereinigung der Kirchen gegangen sei. Faktisch ist aber zwischen den Beteiligten auch spirituell eine Nähe entstanden, die man in den Gefängnis-Notizen von Delp, Moltke oder Gerstenmaier ergreifend nachlesen kann, ähnlich bei den „Lübecker Märtyrern“, den katholischen Priestern Prassek, Müller und Lange sowie dem evangelischen Pastor Stellbrink.² Dass dies auch ins Nachkriegsdeutschland überliefert wurde, war sicher nicht folgenlos.

4. Zu erwähnen ist schließlich auch der hier erstmals ausführlich dokumentierte groteske Versuch, eine Art „braune Ökumene“ mit dem Ziel der Überwindung konfessioneller Spaltung aus nationalen Gründen („Volksgemeinschaft“) voranzubringen. Die Protagonisten solcher Ideen, wie der von den Nazis erst installierte und dann fallen gelassene evangelische Reichsbischof Ludwig Müller oder der umtriebige katholische Priester Richard

AUTOREN

Kleine, blieben freilich Außenseiter, ihre Bemühungen erfolglos.

Ernesti gibt über all diese Entwicklungen einen soliden Überblick und veröffentlicht dabei viele bislang ungedruckte Quellen. Gründlich würdigt er auch die erstmalige und nicht unumstrittene Verankerung ökumenischer Gedanken im „Referat für Wiedervereinigungsfragen“ der Katholischen Deutschen Bischofskonferenz; dank der langen Nachkriegs-Amtszeit des zuständigen Paderborner Erzbischofs Lorenz Jäger entstand hier eine weiter wirkende Kontinuität.

Insgesamt lässt sich zu diesem Buch sagen: Ernesti zeichnet aus katholischer Perspektive einen wichtigen, bisher zu wenig beachteten Abschnitt der Entwicklung ökumenischer Beziehungen nach. Das ist nicht nur höchst lehrreich zu lesen, sondern mahnt auch zur Gelassenheit gegenüber heutigen ökumenischen Spannungen und Stagnationen. Wer diese Vorgeschichte liest, kann sehen, welcher Weg denn doch zurückgelegt wurde. Der lange Atem der daran Beteiligten ist auch heutigen Ökumenikern zu wünschen.

Anmerkungen

¹ Ausführlicher nachzulesen etwa bei Günter Brakelmann, Helmuth James Graf von Moltke. Eine Biographie, München 2007.

² Vgl. den Eintrag „Lübecker Märtyrer“ bei www.wikipedia.de. Bei Dietrich Bonhoeffer hingegen gibt es kaum eine Bezugnahme auf die kath. Kirche, intensiv aber auf die weltweite Ökumenische Bewegung, deren Protagonisten er gut kannte. Vgl. dazu Joachim Garstecki (Hg.), Die Ökumene und der Widerstand gegen Diktaturen. Nationalsozialismus und Kommunismus als Herausforderung an die Kirchen, Stuttgart 2007.

Lutz Lemhöfer, Frankfurt a. M.

Dr. theol. Friedmann Eißler, geb. 1964, Pfarrer, EZW-Referent für außerchristliche Religionen (Schwerpunkt Islam), neue religiöse Bewegungen außerchristlichen Ursprungs, östliche Spiritualität im Westen, interreligiösen Dialog.

Dr. theol. Andreas Fincke, geb. 1959, Pfarrer, von 1992-2007 EZW-Referent für christliche Sondergemeinschaften; seit 2007 theologischer Referent im Konsistorium der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz mit Sitz in Berlin.

Dr. theol. Reinhard Hempelmann, geb. 1953, Pfarrer, Leiter der EZW, zuständig für Grundsatzzfragen, Strömungen des säkularen und religiösen Zeitgeistes, pfingstlerische und charismatische Gruppen.

Prof. Dr. theol. Ulrich H. J. Körtner, geb. 1957, Vorstand des Instituts für Systematische Theologie an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien.

Lutz Lemhöfer, geb. 1948, kath. Theologe und Politologe, Referent für Weltanschauungsfragen im Bistum Limburg.

Prof. em. Dr. Helmut Obst, geb. 1940, bis 2006 Professor für Ökumenik, Konfessionskunde und Religionswissenschaft an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg; von 1992 bis 2006 Mitglied im Kuratorium der EZW.

Dr. theol. Matthias Pöhlmann, geb. 1963, Pfarrer, EZW-Referent für Esoterik, Okkultismus, Spiritismus.

Prof. Dr. theol. Georg Schmid, geb. 1940, Pfarrer a. D., em. Titularprofessor im Fach Religionswissenschaft an der Universität Zürich, Mitarbeiter der evangelischen Informationsstelle Kirchen – Sekten – Religionen in Rüti, Schweiz.

Dr. phil. Michael Utsch, geb. 1960, Psychologe und Psychotherapeut, EZW-Referent für christliche Sondergemeinschaften, Psychoszene und Scientology.

Ulrich Wildermuth, geb. 1956, Gemeindepfarrer in Crailsheim-Altenmünster.

IMPRESSUM

Herausgegeben von der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen (EZW), einer Einrichtung der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), im EKD Verlag Hannover.

Anschrift: Auguststraße 80, 10117 Berlin
Telefon (0 30) 2 83 95-2 11, Fax (0 30) 2 83 95-2 12
Internet: www.ezw-berlin.de
E-Mail: info@ezw-berlin.de

Redaktion: Matthias Pöhlmann, Carmen Schäfer,
Ulrike Liebau
E-Mail: materialdienst@ezw-berlin.de

Für den Inhalt der abgedruckten Artikel tragen die jeweiligen Autoren die Verantwortung. Sie geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber wieder.

Verlag: EKD Verlag, Herrenhäuser Straße 12,
30419 Hannover, Telefon (05 11) 2796-0,
EKK, Konto 660000, BLZ 25060701.

Anzeigen und Werbebeilagen: Anzeigengemeinschaft Süd, Augustenstraße 124, 70197 Stuttgart,
Postfach 100253, 70002 Stuttgart,
Telefon (07 11) 60100-66, Telefax (07 11) 60100-76.
Verantwortl. für den Anzeigenteil: Wolfgang Schmoll.
Es gilt die Preisliste Nr. 22 vom 1. 1. 2008.

Bezugspreis: jährlich € 30,- einschl. Zustellgebühr.
Erscheint monatlich. Einzelnummer € 2,50 zuzügl.
Bearbeitungsgebühr für Einzelversand. Abbestellungen sind nur mit einer Frist von 6 Wochen zum Jahresende möglich. – Alle Rechte vorbehalten.

Bei Abonnementwunsch, Adressenänderungen, Abbestellungen wenden Sie sich bitte an die EZW.

Druck: Maisch & Queck, Gerlingen/Stuttgart.

EZW, Auguststraße 80, 10117 Berlin
PVSt, DP AG, Entgelt bezahlt, H 54226